

Paul de Kock's  
humoristische Romane,

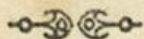
deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

---

Sechshundsebenzigster Theil



Stuttgart:  
Scheible, Rieger & Sattler.

1845.

Handwritten title at the top of the page, likely the name of the book or manuscript.

Handwritten text, possibly a subtitle or a section header, located below the main title.

Handwritten text, likely a line of a dedication or a preface.

A small handwritten word or phrase, possibly a name or a short title.

Large block of handwritten text, possibly a list of names or a detailed title.

Handwritten text, possibly a line of a dedication or a preface.

Handwritten text, possibly a line of a dedication or a preface.

Handwritten text, possibly a line of a dedication or a preface.

Handwritten text, possibly a line of a dedication or a preface.

Handwritten text, possibly a line of a dedication or a preface.

Large block of handwritten text, possibly a list of names or a detailed title.

Handwritten text, possibly a line of a dedication or a preface.

Handwritten text, possibly a line of a dedication or a preface.

Handwritten text, possibly a line of a dedication or a preface.

Handwritten text, possibly a line of a dedication or a preface.

A small handwritten word or phrase at the bottom of the page.

# Die Familie Gogo.

Von

Paul de Kock.

---

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

---

Dritter Theil.

---



Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1845.

Die Familie Wagner.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Glantz.

Dritter Teil.

Leipzig:

Verlag von Neuberger, Richter & Schallert.

1855.

## Erstes Kapitel.

### Die Familie Gogo.

Alles war in einer schönen Wohnung auf der St. Lazarusstraße, in demselben Hause wo Rosa-Maria vergebens nach ihrem Onkel Nicolaus Gogo gefragt hatte, in Bewegung.

Und doch wohnt ihr Onkel wirklich in dem Hause, wo sich die Jungfrau nach ihm erkundigt hatte. Warum hat sie denn der Portier fortgeschickt und behauptet, er kenne die Person nicht, nach der man frage? Ihr habt es ohne Zweifel schon errathen, weil Herr Nicolaus Gogo seinen Namen verändert hat und sich jetzt Herr St. Godibert und sogar von St. Godibert heißen läßt, wenn es sein kann.

Und weshalb hat Herr Nicolaus Gogo seinen Namen verändert?... warum?... Ist es nothwendig, es euch zu erklären? Begegnet ihr nicht alle Tage im Leben und in der Gesellschaft Leuten, die einen Namen führen, der nie der ihrige war? Denn der, den sie von ihrem Vater ererbt haben, ist gemein, lächerlich, häßlich; und weit öfter noch verändern sie ihren Namen, weil sie ihren Ursprung vergessen machen wollen. Ihre Eltern waren Krämerleute oder Bauern, oft sogar Handwerker oder Tagelöhner. Ihr werdet begreifen, daß ein solcher Ursprung nicht mehr für

Menschen taugt, die Thaler aufgehäuft haben und sich Zutritt in der großen Welt verschaffen wollen. Der Sohn eines Landmanns oder eines Krämers zu sein, pfui! . . . so Etwas paßt nur für Bürgerleute von geringem Geist und geringen Fähigkeiten; man verleugnet seinen Vater, seine Familie, seine Heimath sogar, wenn es sein muß, nimmt einen vornehmen, auffallenden, wohlklingenden Namen an, macht sich wichtig, spreizt sich, verabscheut das Volk und den Pöbelpack, bewohnt bloß ein Logis in dem schönen Quartier, besucht die kleinen Theater auf den Boulevards nie und begreift nicht was das Land ist, wo man Grisetten und Leuten begegnet, die Melonen tragen.

So wird in der Gesellschaft aus Herrn Benoit Herr von St. Amerante, aus Herrn Baldaquin der Chevalier Beugaillard, Rousseau verwandelt sich in einen Herrn von Grandpre u. s. w.

Armselige Dummköpfe, die sich ein großes Verdienst zu verleihen glauben, wenn sie einen klangvollen Namen annehmen und nicht einsehen, daß Nicolaus, Nicodemus und Eustachius sehr schöne Namen sind, wenn große Künstler und geniale Männer so heißen.

Es ist somit nichts Auffallendes, daß Herr Nicolaus Gogo, nachdem er sich in Paris ein Vermögen gesammelt, daran gedacht hat, einen Namen aufzugeben, den erstens sein Bruder, der Landmann, führte, und der überdieß nichts Ausgezeichnetes hatte, sondern im Gegentheil etwas lächerlich war.

„Ein Mann, der jährlich zwanzigtausend Franken Renten hat, kann und darf nicht Gogo heißen,“ sagt Herr Nicolaus eines Tags zu seiner Frau.

„Nein, bestimmt nicht, mein Herr!“ entgegnet die große Frau, die ebenso anspruchsvoll war als ihr Mann. „Es ist mir so oft ich in Gesellschaft gehe peinlich, wenn man Herr und Madame Gogo meldet. Der Name ist so dumm, um so mehr als er, wie es scheint, in einem auf dem Boulevard mit vielem Glücke gespielten Stücke vorkommt; es war, so viel ich gehört habe, ein Gogo in dem Lustspiel, von dem man unaufhörlich sagte: ‚Was dieser Herr Gogo doch für ein gemeiner Kerl ist!‘“

„Dann, meine Eheuerste, wundere ich mich nicht, oft Personen sich lachend abwenden zu sehen, wenn man meinen Namen ausspricht; sie erinnern sich ohne Zweifel des Stückes, welches Du eben erwähnt hast, ein Grund mehr, meinen Namen abzulegen . . . es ist entschieden, ich behalte ihn nicht mehr bei! . . . Wie soll ich mich heißen?“

Ueber diese große Frage war mehrere Tage lang debattirt worden; endlich war der kleine Herr mit der kleinen Nase, den ihr sowohl als seine Gattin bereits kennet, da ihr sie auf der Eisenbahn gesehen habt, eines Morgens vor seine Frau getreten und hatte sich, vergnügt die Hände reibend, zu ihr gesagt: „Ich hab's . . . ich hab's! . . . Ich heiße mich St. Godibert! hm, wie gefällt Dir das?“

„Sehr gut; . . . das ist ein sehr passender Name, wir müssen ihn uns merken.“

„Ich will ihn in meinem Zimmer auf meinem Schreibtisch auf mehrere Karten niederschreiben, so wird er mir im Gedächtniß bleiben; dann müssen wir ausziehen, damit man uns in unserem neuen Lokal nur unter dem Titel, das heißt dem Namen St. Godibert, kennt.“

Als nun Herr Eustachius Gogo, der Schriftsteller, die Nachricht von dem Namenswechsel seines Bruders, des Reichgewordenen, erfuhr, dachte er seinerseits ebenfalls: „Ah! Nicolaus legt seinen Namen ab, warum soll ich das nicht auch thun? Ich, der ich Theaterstücke schreiben und mich mit der Literatur beschäftigen will, habe weit mehr Gründe den Namen unseres Vaters, der so schlecht klingt und den Buchhändlern und Direktoren durchaus kein Vertrauen einflößt, aufzugeben. Wenn ich Etwas zu lesen verlange und man fragt mich: ‚Wie heißen Sie?‘ so bin ich immer zum Voraus überzeugt, daß man lacht, wenn ich meinen Namen nenne; denn kaum habe ich gesagt Gogo, so beißen sie sich in die Lippen, blicken sich gegenseitig an und lachen mit einander: das ist sehr unangenehm. Ach, wenn ich bereits einen großen Ruf erlangt hätte, wäre mir das gleichgültig!... dann wären sie übergücklich, sich dem Gogo zu Füßen zu legen; aber es dauert lang, bis man einen Ruf hat. Ich will mir lieber gleich einen Namen verschaffen, einen Namen, über den man mir nicht in's Gesicht lacht, wenn ich mich nenne, oder man mich als den Verfasser eines neuen Stückes bezeichnet.“

Auch Eustachius Gogo hatte es einige Mühe ge-

kostet, sich zur Wahl eines Namens zu entschließen; seinen Namen zu verändern, ist keine so leichte Sache, als ihr euch vielleicht vorstelltet; nach einigen der Betrachtung, der Erwägung und dem Studium des Dictionnairs der ausgezeichneten Männer gewidmeten Wochen war der Schriftsteller bei dem Namen Mondigo als sehr auserwählt, sehr anmuthig und sehr originell stehen geblieben.

Und als der Vetter Brouillard von diesem Namenswechsel seiner beiden Verwandten unterrichtet worden war, hatte er nicht umhin können, mit spöttischer Miene auszurufen: „Ah, der Eine heißt Godibert und der Andere Mondigo!... Nun, ich sehe doch mit Vergnügen, daß sie wenigstens eine Sylbe von dem Namen ihres Vaters beibehalten haben; der Eine hat sie vorn hingestellt, der Andere hinten; einerlei, das ist ein Zeichen der Erinnerung, woran man immer die Gogo erkennen kann.“

Diese Veränderung des Namens hatte schon mehrere Jahre stattgefunden, so daß Hieronymus' beide Brüder im Allgemeinen und in der neuen Gesellschaft, mit der sie im Verkehr standen, nur noch unter dem Namen St. Godibert und Mondigo bekannt waren. Der junge Julian, welcher nach den lächerlichen Grundsätzen seiner Eltern aufgezogen wurde, hütete sich wohl, zu sagen, sein Vater heiße Gogo. Was Friedrich, den großen hübschen schwarzhairigen jungen Mann anbetrifft, den wir gleichfalls auf der Eisenbahn gesehen haben und welcher vernünftiger zu sein schien als die übrige Familie, so kannte er

den wahren Namen seiner Onkel sehr genau, aber er mied es sorgfältig, ihn, wenn er mit denselben sprach, in Anwendung zu bringen, weil dieses das sicherste Mittel gewesen wäre, sich ihren unerbittlichsten Haß zuzuziehen. Und da seine Tante Mondigo jung und hübsch war, sich auch oft heitere Künstlergesellschaften bei ihr versammelten und sein Oheim Nicolaus, der die vornehmen Leute nachäffen wollte, häufig sehr schöne Dinners und Bälle gab, wobei gespielt wurde, so wollte sich Friedrich weder das Haus des einen noch des andern seiner Onkel verschließen, obgleich er nicht der Letzte war, der über ihre Anmaßung und ihre Wunderlichkeiten lachte.

Warum, wird man jetzt fragen, hat Better Brouillard Hieronymus nicht von der Namensveränderung seiner Brüder in Kenntniß gesetzt? Geschah es vielleicht aus Furcht, dem guten Landmann weh zu thun? Das läßt sich nicht wohl annehmen; der Herr mit der Fuchsschnauze scheint viel zu viel Wohlgefallen daran zu finden, spitzige Worte fallen zu lassen und unangenehme Mittheilungen zu machen, als daß man hätte voraussetzen können, die Befürchtung Hieronymus' Zartgefühl zu verletzen, habe ihn veranlaßt, über dieses Kapitel zu schweigen. Darf man nicht im Gegentheil weit eher glauben, daß, indem er dem Landmann die wirkliche Adresse seiner beiden Brüder gab, ohne ihn von ihrem Namenswechsel zu benachrichtigen, er gehofft habe, dieß werde Verlegenheiten, Mißhelligkeiten und Streitigkeiten herbeiführen, welches für ihn eine neue Veranlassung ge-

wesen wäre, sich auf Kosten seiner Better lustig zu machen?

Welches auch Herr Brouillards Gedanke gewesen sein mag, wir haben gesehen, was für Ereignisse aus seinem Schweigen über einen so wichtigen Gegenstand erfolgten. Nun wollen wir zu Herrn St. Godibert zurückkehren, der in seiner schönen Wohnung auf der St. Lazarusstraße ein Diner gibt.

## Zweites Kapitel.

Eine Tafel zu decken.

Man ist beschäftigt, im Speisesaal eine Tafel für zwanzig Personen zu decken; in dem Empfangsaal richtet man die Candelabres, Kerzen und Spieltische. In einem Nebenzimmer legt man Albums, Broschüren und Caricaturen auf einen Tisch.

Eine etwa zwanzigjährige Kammerzofe mit schwarzen Augen, einem aufgestülpten Näschen, einem frischen Teint, kurz, einem höchst niedlichen Gesichtchen und schwellenden Hüften, welche bei jeder ihrer Bewegungen den Takt zu schlagen scheinen, kommt und geht und macht sich bald da, bald dort in den Zimmern zu schaffen. Ein Bediente hilft ihr die Zurüstungen treffen, der noch nicht sehr gewandt im Dienste zu sein scheint. Es ist ein fünfundzwanzigjähriger Bursche mit hochrothem Gesichte, einer plumphen Gestalt und einem normännischen Kopfe, dessen

Haare so rund geschoren sind, wie die eines Salat-  
händlers.

Mamselle Fifine, das ist der Name der Kammer-  
zofe, hat zehn Mal den Kreis in dem Zimmer herum  
gemacht, bis Franz, so heißt der Bediente, nur einen  
Teller auf den Tisch gestellt hat.

Da rennt, läuft, stürzt Herr St. Godibert halb  
angekleidet unter seinen Leuten herum, sieht was ge-  
schieht, ertheilt seine Befehle, gibt den Nebenplatten,  
Flaschen und Salzbüchsen einen andern Platz und  
findet bei all' dem noch häufig Zeit, sich Mamselle  
Fifine zu nähern, sie zu kneifen und die hübschen  
Formen, die unter ihrem Röckchen den Takt schlagen,  
zu betasten.

Außer ihm zeigt sich auch Madame St. Godibert,  
die dicke Frau, die einer Beduinin gleicht, bisweilen,  
schreitet bloß mit einem Schnürleib und einer Masse  
Unterröcke bekleidet durch die Zimmer und schreit  
während sie ihre beiden Arme über die nackte Brust  
kreuzt: „Seht nicht nach mir!... Was für ein Kleid  
soll ich anziehen, Herzchen?... was für ein Kleid?  
... Ach, großer Gott, welche Verlegenheit! Ach, Sie  
können mir nie einen Rath geben... Sie lassen mich  
eine Stunde in der Ungewißheit zubringen, ohne Mit-  
leid mit meiner Lage zu haben. Sprechen Sie, Herr  
St. Godibert... was rathen Sie mir? Mein Atlas-  
kleid macht so dick, das Vou=de=soin sieht so eitel  
aus, mein mit Gold durchwirktes... ach, das wäre  
schön!“

„Meiner Treu', Angelika, wie wäre es, wenn Du

... Fifine, Sardellen hierher ... o, Sardellen, das macht sich besser wie Butter!"

"Aber, mein Herr, das derangirt Alles ... die Sardellen stehen wohl dort unten."

"Glauben Sie?"

"Auf diese Weise rathen Sie mir also, St. Godibert?"

"Mein Gott, Theuerste, ich weiß nicht, was ich sagen soll, Du hast so viel Geschmack ... Du ziehst Dich immer so vortheilhaft an!"

"Das golddurchwirkte Kleid steht der Madame vorzüglich," sagt die Kammerjungfer.

"Ja, Fifine hat Recht; Dein golddurchwirktes Kleid sitzt vortrefflich; es macht Dich so schlank wie eine Bajadere."

"Nun denn, weil Sie es wünschen, so will ich es thun! ich meine übrigens mein aprikosenfarbiges Pou-de-soin-Kleid hebe meine Taille noch besser hervor und mache mich dünner; ich sehe viel hochgewachsener und langleibiger darin aus."

"Das ist wahr, Du hast Recht; Du mußt Dein aprikosenfarbiges Kleid anziehen ... außerdem steht die Aprikosenfarbe den Damen immer gut ... Hierher Oliven und dort den Thunfisch ... Franz, wo ist der Thun?"

Der Bediente sieht seinen Herrn mit verwunderter Miene an und entgegnet: "Der Thun ... der Ton ... was? was ist das? was befehlen der Herr?"

"Mein Gott, wie einfältig ist dieser Bediente! ... er weiß gar Nichts; kann man begreifen, daß Einen

der Diener eines vornehmen Hauses fragt, was Thon sei. Geht in die Küche und sagt zu Babette, sie möchte Euch den Thon geben.

Während Franz stehenden Fußes in die Küche geht, kommt Madame St. Godibert, welche bereits drei Schritte gegen ihr Schlafzimmer hin gemacht hat, wieder zurück und sagt: „Da Sie es wünschen, mein Freund, ziehe ich mein aprikosenfarbiges Kleid an; aber trotzdem erinnere ich mich nach längerem Nachdenken, daß ich bei Frauen von Notaren, Wechselagenten und Andern in Soiréen Atlaskleider gesehen habe; sie werden sehr häufig getragen, sehen nobel und majestätisch aus; ich hätte eigentlich mein Atlaskleid gerner angezogen: ich versichere Sie, daß es sehr vornehm ist!“

„Mein Gott, Theuerste, so ziehe es an: ich widersehe mich ja nicht. Warum fragst Du mich überhaupt um meinen Rath?“

„Ach, wie widerwärtig Sie sind, St. Godibert! ... wie sardonisch! Nun, es bleibt dabei, ich ziehe mein golddurchwirktes Kleid an. . . . Haben Sie den Namen eines jeden Gastes auf das Couvert geschrieben?“

„Nein, noch nicht; ich will es thun. Ist das aber auch schicklich, die Namen der Gäste vorher auf die ihnen bestimmten Plätze zu schreiben?“

„Ich meine, es sei gewöhnlich so.“

„Es sei gewöhnlich so, das heißt, es war gewöhnlich so, ich weiß nicht, ob es immer noch gebräuchlich ist.“

„Warum denn nicht? es ist weit bequemer.“

„Ich glaube nicht, daß dieses bei den Ministern und dem Präsekteu der Fall ist.“

„Dann müssen Sie sich erkundigen.“

„Wen soll ich geschwind fragen? Wo ist denn unser Sohn Julian?“

„Er zieht sich ohne Zweifel an.“

„O, er denkt an Nichts als an seine Toilette! Wie viel Geld dieser Junge für seine Toilette verschwendet! Glauben Sie, Madame, daß er bloß für Glacehandschuhe eine Rechnung von zweihundertundfünfzig Franken von einem Handschuhmacher erhalten hat? Ich habe sie lezt hin in seinem Zimmer gefunden; zweihundertundfünfzig Franken für Handschuhe, das ist abscheulich, er allein konnte unmöglich so viel brauchen!“

„Ei, was mein Herr, unser Sohn muß sich doch nach der Mode kleiden! Franz, Franz! geht hinauf in das Zimmer meines Sohnes und sagt ihm, er möchte herunterkommen, wir müßten ihn Etwas fragen.“

Franz, der mit dem Thunfisch in einer Muschelschale zurückkommt, geht mit der Schale fort, um sich des eben erhaltenen Auftrages zu entledigen. Herr St. Godibert schreit ihm nach: „Franz, Franz! ... Bieh! wo geht Ihr denn hin?“

„Wo mich die Madame hinschickt: ich will den Herrn Julian holen.“

„Müßt Ihr denn den Thunfisch in das Zimmer meines Sohnes hinaustragen? Begreift Ihr nicht, daß

derselbe zum Mittagessen hier auf die Tafel gehört?"

Nein, mein Herr, ich wußte nicht... Ach, das ist also Thun?"

"Nacht, stellt die Tasse auf den Tisch und geht zu meinem Sohn hinauf, spaltet Euch aber ein wenig! Der Bursche macht mich rasend, er ist so langsam."

"Er wird schon flinker werden," sagt Mamselle Fifine, die Gedecke aus einander stellend.

"Glaubst Du, Fifine? glaubst Du, Schätzchen?"

"Nun, mein Herr, wollen Sie aufhören!... Wenn es Madame bemerkte..."

"Sie ist mit der Wahl ihres Kleides beschäftigt, das dauert noch lange... Nicht wahr, Kleine, das Brod ist schon zugeschnitten?"

"Ja, mein Herr, es liegt hier in diesem Korbe."

Herr St. Godibert rührt das Brod an, um sich zu überzeugen, ob es auch altgebacken ist, wie er befohlen hat; denn dieß gehört zu der Sparsamkeit, oder dem Geize vielmehr, wodurch sich die Emporkommenen, welche die Bornehmen spielen wollen und doch nie wahre Größe genug besitzen, die Sache vollkommen gut zu machen, stets errathen werden. So geben sie euch bei einem Diner, wo sie die ausgefechtesten Gerichte und Frühgemüse auftragen lassen, altgebackenes Brod zu essen und suchen durch die Ersparniß von einigen Kreuzern die Ausgaben zu ermäßigen, die sie zu machen genöthigt sind, damit man ihre Aufwartung preise.

Herr Nicolaus Gogo gehörte nothwendig zu der

Klasse von Leuten, die schöne Kleider tragen, vornehme Manieren an sich haben, kurz, Personen von Stand vorstellen wollen, sich aber nie so vollständig reinigen, daß man nicht noch einige Ueberbleibsel ihres ursprünglichen Rothes an ihnen bemerken könnte.

„Fifine, Fifine! kommen Sie doch, um mir mein Kleid zuzumachen.“

„Sogleich, Madame!“

„Ich muß einmal sehen, ob bei jedem Gedeck eine Salzbüchse steht... welch' sonderbare Mode! Jedes soll heutzutage eine eigene Salzbüchse haben; man wird doch immer verschwenderischer. Da es aber einmal zum guten Ton gehört... Und diese Gläserzahl... dieser Wald von Gläsern vor jedem Gaste!... es ist erschrecklich. Ich finde, daß der Tafelluxus in gegenwärtiger Zeit zu weit getrieben wird.“

„Ihr Sohn wird sogleich herunter kommen, Herr.“

„Gut, Franz... ah! Franz, gib wohl Acht auf was ich Dir jetzt sagen werde: nach der Suppe schenkst Du Jedermann... das heißt, bietest Du jedem Anwesenden Madera an; Du siehst, von jener kurzen, oberhalb viereckigen Flasche dort.“

„Ja, mein Herr, ja; o, ich kenne den Madera schon, ich weiß was das ist!... das ist famos gut!“

„Ah, Ihr wißt, daß das gut ist, und wo habt Ihr denn welchen getrunken, da Ihr doch eben erst aus Eurer Normandie kommt und in Paris noch nirgends als bei mir gedient habt?“

Herr Franz wird purpurroth, er schaut auf seine Schuhe nieder und antwortet nach einer Weile: „Ich

habe bloß gesagt, es sei gut, um zu thun, als ob ich es kenne und wisse was es sei. Da mich der Herr vorhin so gescholten haben, weil ich nicht wußte, was Thunfisch ist, so befürchtete ich, ich würde wieder gezankt, wenn ich den Madera nicht kenne."

"Um! diese Antwort scheint mir sehr normännisch; einerlei, ich werde die Sache später untersuchen. Kommen wir auf das zurück, was ich eben sagen wollte: Ihr tretet also zu jedem Gaste mit dieser Flasche hin und fragt: „Befehlen Sie Madera?“"

"Ja, Herr, ich verstehe."

"Wartet doch! Wenn man sagt: „nein,“ dann dringt Ihr nicht weiter in die Person, sondern wendet Euch schnell an eine andere."

"Ja, Herr, ich wende mich schnell an eine andere."

"Wenn man aber welchen wünscht, so schenkt Ihr davon ein, doch hütet Ihr Euch vorsichtig, mehr als zwei Drittheile des Glases zu füllen."

"Zwei Drittheile nur?"

"Schaut, nehmet eine Flasche, schenkt mir Madera in dieses Glas ein... gut, schon gut... nie mehr! es sind schon zwei Drittheile."

"Aha, recht, Herr! jetzt kenne ich das Maß."

"Wenn aber, wohl verstanden, eine Person das Glas in die Höhe hebt, ehe Ihr so weit eingeschenkt habt, so hört Ihr plötzlich auf."

"So; sie sind also nicht gezwungen, zwei Drittheile anzunehmen?"

"Ei, nein, Dummkopf; es handelt sich ja darum, meinen Wein zu sparen und so wenig als möglich

davon herzugeben! Poß Ruckuf, es wird doch noch genug davon getrunken!"

"Ich weiß es jetzt, Herr, ich verstehe es ganz gut."

"Das ist ein Glück."

Mamselle Fifine kommt zurück, betrachtet ihren Daumen und sagt: „Endlich ist das Kleid der Madame zu! Ach Gott! wenn ich gewußt hätte, daß Franz wieder unten wäre, hätte ich ihm gerufen; ich habe fast die Daumen abgebrochen.“

Der junge Julian erscheint im höchsten Staate wie ein Dandy gekleidet, hat aber in Gegenwart seines Vaters immer ein gezwungenes, ängstliches Wesen.

„Kommen Sie doch, Herr Sohn, wie lange brauchen Sie auch zu Ihrer Toilette! In Ihrem Alter habe ich mich in zwei Minuten angezogen und ohne recht hell dabei zu sehen.“

„Warum ohne recht hell dabei zu sehen, Vater? Sind Sie denn so früh aufgestanden?“

Herr St. Godibert, der einsieht, daß er eine Dummheit gesagt hat, versetzt schnell: „Sage mir, Julian, Du mußt es wissen, Du ist häufig außerhalb, schreibt man die Namen der Gäste zum Voraus auf den Tisch?“

„Die Namen, Vater?“

„Ja, die Namen, zur Bezeichnung der Plätze.“

„Meiner Treu', ich habe nicht Achtung gegeben!“

„Woran denken Sie denn dann, mein Herr? Wozu habe ich Ihnen eine Erziehung geben lassen und das Geld für Sie verschwendet, wenn Sie nicht einmal auf Dinge achten, die für Jemand, der

in Gesellschaft geht, so nothwendig und so wichtig sind?"

"Was gibt es denn, mein Freund?" fragt Madame St. Godibert, in ihrem golddurchwirkten Kleide eintretend, in welchem sie einer heidnischen Göttin gleicht.

"Unser Sohn weiß nicht einmal, ob man die Namen der Gäste auf den Tisch schreibt oder nicht! ... in seinem Alter so Etwas nicht wissen! und doch speist er in den vornehmsten Häusern, so viel er wenigstens sagt, wenn er auswärts ist, was häufig vorkommt. Ach, wenn unser Neffe Friedrich da wäre, der wüßte es uns gleich zu sagen... er würde keine Minute gezögert haben. Er ist zwar ein Verschwen-der, ein ziemlich leichtsinniger Junge, das ist wahr; aber man muß es zugeben, er hat einen vortreflichen Ton, Manieren wie ein Prinz, sogar eine adelige Miene!... er weiß Alles was in der hohen Gesellschaft vorgeht; ich habe ihn deshalb auch eingeladen. Er entlehnt freilich oft Geld zum Spielen von mir, das ist unangenehm; aber er ist sehr nützlich, um Erkundigungen von ihm einzuziehen. Er kommt mit Gesandtschaftssekretären, englischen Lords zusammen! O, er hat in den höchsten Circeln Zutritt. Aber mein Herr Sohn läuft den ganzen Tag und den ganzen Abend ich weiß nicht wo herum... bei Grisetten vielleicht. Wenn ich wüßte, daß Du im Stande wärest, Dich mit Grisetten herum zu treiben, so würde ich Dich verleugnen. Nicht einmal wissen, ob man den Namen auf den Tisch schreibt! ... und er hat dazu noch lateinisch gelernt!"

„Mein Gott, Vater, erzürnen Sie sich nicht; ich erinnere mich jetzt, daß man sie darauf schreibt... ja, ja, man schreibt sie darauf.“

„Bist Du Deiner Sache gewiß?“

„Ja, mein Vater, ich entsinne mich, daß es das letzte Mal, als ich bei dem Grafen Cornihoff zu Mittag speiste, auch der Fall war.“

„Der Graf Cornihoff!... der Teufel, das muß eine vornehme Person sein!“ sagt Herr St. Godibert, seinen Sohn freundlicher betrachtend. „Du kommst zu Grafen Cornihoff und sagst es uns nicht?“

„Ach, durch Zufall, Vater! Derneſty kennt diesen russischen Edelmann und hat mich bei ihm eingeführt.“

„Du hättest uns diesen Herrn auch bringen sollen; ich würde ihn zum Diner eingeladen und mir geschmeichelt haben, wenn mir ein russischer Graf die Ehre erzeigt hätte, bei mir zu speisen.“

„Er hätte nicht kommen können, Vater; er ist bereits wieder nach St. Petersburg abgereist.“

„Das thut mir leid; aber Herr Derneſty wird hoffentlich kommen; er ist von seiner Reise nach England zurückgekehrt, nicht wahr?“

„Ja... o, er kommt sicher.“

„Das ist ebenfalls ein junger Mann von ausgezeichneten noblen Manieren und einer hinreißenden Beredtsamkeit.“

„Ja,“ sagt Madame St. Godibert, sich in einem Spiegel betrachtend, „ja, Herr Derneſty ist ein sehr gebildeter Mann... ist er nicht Marquis?“

„Ich glaube nicht, Mutter.“

„O, er muß von Rang, er muß wenigstens Chevalier sein. Es gibt Leute, die ein Incognito über ihren Adel beobachten, um nicht genöthigt zu sein, ein Haus zu machen. Ach, wenn ich eine Tochter hätte, so wünschte ich ihr einen solchen Gatten, nicht wahr, Bibi?“

Bibi, der sich gerade im Speisesaal und zunächst bei Mamselle Fifine zu schaffen machte, eilt schnell von dieser weg und antwortet: „Ich bin ganz dieser Ansicht, Angelika; wenn nur die Gluthpfannen nicht wieder auf der Tafel ausgehen wie das letzte Mal. Man glaubt das Essen warm zu bekommen und die Speisen sind kalt; das ist sehr unangenehm. Franz, was machet Ihr dort unten?“

„Ich mache die Flaschen auf.“

„Entpfropfet doch nicht so viel zum Voraus, wozu denn? Ihr habt eine wahre Wuth, die Flaschen zu entstöpseln... was soll das heißen? Wartet doch, bis ich es Euch befehle.“

„Mein Herr, es fehlt noch eine auf den Tisch, Mamselle Fifine hat es eben gesagt.“

„Das sei aber die letzte.“

„Ja, mein Sohn,“ fährt die dicke Dame sich immer noch bespiegelnd fort, „Herr Dernefty ist ein junger Mann, der Ihnen als Muster dienen sollte. Ich meine, Sie kommen nicht mehr so viel mit ihm zusammen wie früher, warum das?“

„Entschuldigen Sie, Mutter, ich konnte bloß Dernefty nicht besuchen während er in England war.“

„Vorwärts, Julian, nehmen Sie Karten und schreiben Sie schnell den Namen eines jeden Gastes darauf; denn die Zeit vergeht und es ist noch Nichts geschehen, wenn die Gesellschaft kommt.“

Der Sohn des Hauses holt Karten, ein Schreibzeug, eine Feder und trägt Alles auf den Ofen des Speisezimmers. Während seines Hin- und Hergehens ist er auch der hübschen Fifine begegnet, welche beständig in Bewegung ist, und mit seiner Hand an ihren Reizen vorbeigestreift; die Kammerzofe nimmt alle diese Huldigungen wie Dinge hin, an die sie längst gewöhnt ist.

„Ich bin bereit, Vater, nennen Sie mir gefälligst die Namen Ihrer Gäste.“

„Wir sind also unser Zwanzig. Erstens wir Drei, dann mein Bruder, der Schriftsteller, und seine Frau, dann der Better Brouillard, das sind schon sechs.“

„Ah! Sie haben Ihren Better Brouillard eingeladen?“ ruft Madame die Achseln zuckend aus. „Sie sind sehr gutmüthig, einen Mann, der immer Stichelreden gegen Sie im Munde führt... Ihr Better Brouillard ist so bössartig wie ein Esel.“

„Aber, Angelika, Du irrst Dich; Du weißt übrigens, daß ich ihn gewöhnlich einlade, und wenn er erführe, daß ich ein großes Diner gegeben habe, ohne ihn dazu zu bitten, so würde er wüthend und verzieh' es mir nie.“

„Und Sie fürchten sich vor ihm und laden ihn bloß ein, weil Sie Angst vor seiner Bössartigkeit und

seiner giftigen Zunge haben! . . . geben Sie es nur zu, gestehen Sie es doch!"

Frau St. Godibert hatte vollkommen Recht. Ihr Mann war bloß deshalb gegen den Vetter Brouillard artig, weil er ihn fürchtete und wußte, daß er im Stande sein würde, ihn vor aller Welt Gogo zu heißen. Wäre Herr Brouillard einer jener guten, wohlwollenden Menschen gewesen, wie man sie zuweilen trifft, so hätte man ohne Zweifel weit weniger Rücksicht gegen ihn beobachtet.

In Folge dessen wäre es somit ein Vortheil böseartig zu sein, da in der Welt Gunstbezeugungen, Belohnungen, Stellen, Ehren und Huldigungen weit öfter Denen gezollt werden, die man fürchtet, als Denen, die man schätzt. Wir wollen hoffen, daß die Letzteren in ihrem Herzen und ihrem Gewissen eine Entschädigung für die Gleichgültigkeit der Menge und die Ungerechtigkeit Derer, welche mit Austheilung der Belohnungen beauftragt sind, finden werden.

„Zedenfalls,“ fährt Madame St. Godibert fort, „hoffe ich, daß Sie Herrn Brouillard nicht neben mich setzen; ich will ihn nicht.“

„Sei beruhigt, Angelika, Du sollst ihn nicht haben . . . Julian, haben Sie die sechs Namen aufgeschrieben?“

„Ja, Vater.“

„Ah! jetzt Ihren Vetter Friedrich, Herr Verneſty, Herr und Madame Marmodin, Herr Roquet, das macht bereits elf.“

„Und wo sind die Gurken, Herr St. Godibert?“

„Ich sehe keine Gurken!“ schreit Franz, überall auf dem Tisch umhersehend.

„Worein mischt Ihr Euch, Ihr Einfaltspinsel? wenn keine da sind, so sind sie natürlich absichtlich weggelassen worden. Es stehen sechs Tassen mit Zugemüse auf der Tafel, das ist genug . . . Oliven, Rettige, Sardellen, Thunfisch und Butter . . . Nicht wahr, Fifine, man stellt keine Gurken mehr auf?“

„Nein, Herr, denn ich habe mich bei der Dienerschaft des reichen Deputirten erkundigt, der so glänzende Diners gibt.“

„Nun denn,“ sagt Franz, eine Champagnerflasche zur Hand nehmend, die mit andern feinen Weinen in einem besondern Korbe stand und nach welcher er schon lange schielte; „bei uns aß man ohne Gurken nicht gut zu Mittag: Gurken und Häringssalat dürfen bei uns nicht fehlen.“

„Schweigt, Franz, man will nicht wissen, was bei Euch Gebrauch ist; Ihr sprecht viel zu viel für einen Dienstboten. Haben Sie die elf Namen aufgeschrieben, Julian?“

„Ja, Vater.“

„Mein Lieber, setzen Sie Herrn Verneſty neben mich, das macht mir Vergnügen.“

„Aber, Angelika, der Platz neben der Herrin des Hauses ist immer ein Ehrenplatz, eine Gunstbezeugung, und es sind wichtigere Personen bei Tische, denen wir vielleicht den Vorrang schuldig sind.“

„Und wer denn, mein Herr, wer denn? Herr Marmodin doch hoffentlich nicht, der nur von den

Römern und Römerinnen spricht... Glauben Sie vielleicht, das unterhalte mich?"

„Das ist ein Gelehrter, meine Theure, man sagt, er werde demnächst Mitglied des Instituts.“

„Wenn er es ist, dann willige ich darein, ihn neben mich zu setzen, vorher aber nicht. Ach, warten Sie, setzen Sie Herrn Roquet neben mich; dieser ist sehr liebenswürdig und galant gegen die Damen.“

„Unmöglich, Angelika! Roquet ist zwar in Gesellschaft ein sehr angenehmer Mann, wir machen aber keine Umstände mit ihm. Die Ehrenplätze müssen Personen zugetheilt werden, die Einem von Nutzen sein können. Derneſty soll meinerwegen zu Deiner Linken sitzen, aber Deinen Nachbar zur Rechten müssen wir mit großer Vorsicht wählen. Ah! da wäre Herr Candrillon... ein Capitalist, der die Absicht hat, sich von seinem Haus in seinem Departement eine eigene Eisenbahn bis Paris bauen zu lassen; der Mann ist unmenschlich reich; einem solchen Gaste ist man Aufmerksamkeit schuldig.“

„Möglich, aber ich will ihn nicht neben mir beim Essen; dieser Mann benimmt sich so ungezwungen und spricht so laut; seine Stimme betäubt Einen ganz... auch gebraucht er so häßliche Ausdrücke... Ja, Herr Candrillon ist oft sehr ungenirt in seinen Worten, das gefällt mir nicht.“

„Madame, ein Mann, der für sich allein eine Eisenbahn bauen lassen kann, hat wohl das Recht ungenirt zu sprechen; das ist reichen Leuten erlaubt.“

„Kurz, ich will einen andern Nachbar.“

„Herr Doguin und seine Frau, schreiben Sie nur weiter, Julian, sind vierzehn. Herr Doguin ist Oberbeamter in den Privatbureaux des Ministers des Innern; das ist ein Mann, der Einem von ausgezeichnetem Nutzen sein könnte, wenn man ein Gesuch anzubringen hätte, zum Beispiel um eine Deputirtenstelle.“

„In der That, mein Freund, in der That, ich sehe nicht ein, warum Sie nicht Deputirter werden sollten und in der Zukunft auch noch mehr. Sie müssen sich zu Allem emporschwingen, Herr St. Godibert, zu Allem . . . aber ich will Herrn Doguin nicht neben mir.“

„Und warum nicht, Angelika?“

„Weil er eine entsetzliche Unannehmlichkeit an den Füßen hat. O, das ist etwas Unerträgliches für mich!“

„Was? . . . tritt er vielleicht auf die Füße seiner Nachbarn?“

„Ei nein, mein Herr! Begreifen Sie denn nicht, daß ich den übeln, unaushaltbaren Geruch seiner Füße meine?“

„Wie, Herr Doguin wäre mit dieser Unannehmlichkeit behaftet?“

„Sehen Sie ihn einmal neben sich, dann will ich Sie wieder hören.“

„Weiter, Julian, Herr Soufflat und seine Tochter . . . sechszehn . . . Willst Du Soufflat neben Dir, Angelika? Du kannst nicht leugnen, daß er liebenswürdig ist . . . welch' heiterer Charakter! Er lacht unaufhörlich über Alles, Alles! . . . Ich glaube, wenn man zu ihm sagt: „Soufflat, Ihr Vater ist gestor-

ben oder ihre Tochter ist todtkrank, so würde er lachen; ach, das ist ein köstliches Temperament! und abgesehen davon, ist er wahlfähiger Wähler in seinem Orte."

"Wo ist sein Ort?"

"Ich weiß es nicht, meine Theure, aber kurz, es gibt einen Ort, wo eine Anzahl Stimmen auf ihn gefallen sind, um ihn zum Deputirten zu wählen und die Sache hing nur noch an einem Faden. Wenn Herr Soufflat nur noch zehn Stimmen mehr gehabt hätte, würde er ernannt worden sein; aber es scheint, daß nicht mehr als sechs Wähler im Bezirk waren . . . Herr Doguin hat mich von dieser Angelegenheit in Kenntniß gesetzt."

"Ganz gut, aber setzen Sie Herrn Soufflat nicht an meine Seite, er ist zu lebhaft, zu unruhig, er spielt mit seinem Messer, seiner Gabel; thut, als ob er den Teller fallen lasse, wenn man ihm diesen hinreicht . . . alles Das langweilt mich . . . kurz, dieser Herr ist mir zu spaßhaft."

"So will ich Herrn Villarssec neben Dich setzen, das ist ein gebildeter Mann . . . ein Mann, der sich ausgezeichnet zu benehmen weiß und außerdem ein ehemaliger Attaché bei einer Gesandtschaft in China, glaub' ich . . . der die ganze Welt durchreist, Neger und rohe Diamanten mit sich gebracht hat . . . er hat Minen entdeckt und ist ungeheuer reich."

"Ich widerspreche durchaus nicht, aber er ist zu ernsthaft! Dieser Herr lacht nie, er sieht immer so düster aus, daß mir das Essen vergeht."

„Jetzt bleiben mir nur das junge Ehepaar Broussillon . . . und der Major Krauteberg übrig.“

„Ach, setzen Sie den Major neben mich . . . den Major lasse ich mir gefallen, er ist immer so liebenswürdig, so galant . . . ein wahrer Ritter gegenüber von den Damen.“

„Aber . . . der Major . . . er kommt freilich viel in Gesellschaft, sonst wüßte ich aber nicht, welchen Nutzen wir uns von ihm versprechen könnte, und . . .“

„Ich will den Major oder Herrn Roquet, richten Sie es ein wie Sie wollen, ich nehme jedoch nur den Einen oder den Andern zum Nachbarn meiner Rechten an.“

Herr St. Godibert ist sehr in Verlegenheit, er weiß nicht, welcher von den beiden Personen er die Ehre erweisen soll, sie neben seine Gemahlin zu setzen. Die Tafel ist jetzt vollständig gedeckt; man hat nur noch die Karten auf die Plätze zu legen, und man muß sich entscheiden, denn die Stunde naht, wo die Gesellschaft ankommen wird. Um ein Ende zu machen und sich dann vollends anziehen zu können, will der Hausherr eben den Namen des Majors auf die rechte Seite von seiner Frau legen, als ein unerwarteter Knall, dem alsbald eine schäumende Besprengung folgt, die im Nu einen Theil des Tisches und der davorstehenden Personen anfeuchtet, die ganze Scene verändert.

Seit mehreren Minuten hatte Franz eine jener Flaschen zur Hand genommen, deren mit Blei überzogener Kork und Hals seine Neugierde besonders

rege gemacht hatten. Zuerst hatte er es für leicht gehalten, die Flasche mit einem einfachen Pfropfenzieher zu entstöpseln; aber nach vergeblichen Anstrengungen hatte er doch bemerkt, daß der Kork mit Draht an die Bouteille befestigt war; dann hatte der normännische Bediente ein Messer ergriffen und vermittelst desselben den Pfropf, die Schnüre und den Draht loszuarbeiten gesucht, und nach langer Mühe war der letztere, in dem Augenblick, wo der Ungeschickte seine Absicht zu erreichen gehofft hatte, in die Höhe gefahren und der schäumende Inhalt um so stärker hervorgesprudelt, als Herr Franz ihn einfältiger Weise bald mit einem Finger, bald durch sonst eine Bedeckung des Halses zurück zu halten versucht hatte.

Madame St. Godibert hat einen Schrei des Schreckens ausgestoßen, ihr Gatte macht einen Sprung, ihr Sohn läßt alle Karten, die er in Händen hat, auf den Boden fallen und Mamselle Zifine sinkt mit verzweifelter Miene auf einen Stuhl nieder. Dann hört man von allen Seiten die jammernden Worte: „Ach, der Unglückliche! das ganze Gedeck ist verdorben.“

„Und mein golddurchwirktes Kleid ist hin...“

„Es ist Wein in den Sardellen!“

„Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht!“

„Ach, das Vieh!...“

„Dieser Esel!“

„Man muß den ganzen Tisch wieder frisch decken!...“

„Ich war so hübsch frisiert!“

„Es ist entsetzlich! ...“

Und inmitten dieses wüthenden Geschreies über Franz hinein, schreit dieser auch wie besessen zu seiner Bertheidigung: „Bin ich schuld? habe ich das ahnen können? habe ich zum Voraus gewußt, daß Sie ein Feuerwerk in Ihren Flaschen haben ... daß Raketen und Springbrunnen darin sind, die knallen wie Kanonen? ... Man hätte mich wenigstens vorher darauf aufmerksam machen sollen!“

Herr St. Godibert kann sich nicht mehr bemeistern. Da er in seiner Wuth keinen Stock bei der Hand hat, nimmt er die Schale mit den Oliven, um sie auf Franzens Kopf zusammen zu schlagen und weit entfernt, ihren Mann zurückzuhalten, schreit Angelika: „Das ist ein Flegel! ... man sollte ihn peitschen bis auf's Blut! St. Godibert ziehe ihm Alles herunter bis auf die Haut und stäupe ihn von Unten bis Oben.“

Aber Julian fällt seinem Vater, der alle Oliven auf den Boden geworfen hat, in den Arm und Zifine gibt Franz einen Wink, sich davon zu machen, was dieser auch augenblicklich befolgt, zugleich aber noch die Flasche mitnimmt, welche Veranlassung zu diesem Sturme gegeben hat.

„Er soll sich nur nie mehr vor mir sehen lassen!“ sagt Herr St. Godibert, indem er sich bückt, um die Oliven aufzulesen. „O, wenn er mir unter die Augen käme, könnte ich mich auf's Aeußerste vergessen! ...“

„Und mir könnte es einfallen, den Schurken zu castriren, wenn er sich vor mir zeigte,“ sagt Madame.

Zifine macht darauf aufmerksam, daß man keine Zeit zu verlieren habe, und es besser wäre, die Tafel frisch zu decken, statt sich um Franz zu bekümmern; Madame könne während dessen ein anderes Kleid anziehen und ihre Haare wieder in Ordnung bringen. Da diese Bemerkung der Zofe sehr richtig gefunden wird, macht sich Jedes an's Werk, Vater und Sohn unterstützen Mamselle Zifine, in kurzer Zeit ist der Tisch abgedeckt, man legt ein anderes Tischtuch darauf, und bald ist wieder Alles in der alten Ordnung. Der Hausherr denkt jetzt an die Austheilung der Karten, wodurch Jedem sein Platz angewiesen wird. Das nimmt ihm wieder viel Zeit weg, er läuft ein Mal um das andere um den Tisch herum und murmelt: „Meine Frau zwischen Roquet . . . nein, den Major Krauteberg und Dernessy . . . ich zwischen Madame Doguin und Mamselle Soufflat . . . nein, es ist besser, ich setze Fräulein Soufflat neben meinen Sohn . . . diese Dame ist eine sehr reiche Parthie und bei Ueberreichung eines Tellers oder beim Präsentiren eines Glases kann man eine Galanterie anbringen . . . Julian, Sie müssen sehr galant gegen Fräulein Soufflat sein, die ich neben Sie setze.“

„Ach, Vater, Fräulein Soufflat ist so häßlich! sie hat eine entsetzlich lange Nase, die unten ausläuft wie eine Trompete . . . Madame Broussaillon und Madame Marmodin gefallen mir weit besser.“

„Herr Sohn, es handelt sich nicht darum, wer Ihnen gefällt . . . Sie können keine dieser beiden Damen heirathen, die schon verheirathet sind, während Fräulein Soufflat eine Parthie von wenigstens zweimalhunderttausend Franken ist und ich glaube, daß eine solche Mitgift die Länge der Nase dieses Fräuleins verkürzen wird.“

„Aber, Vater! . . .“

„Noch einmal, still, mein Herr! Glauben Sie, daß ich ein so großartiges Mittagessen gebe und ein wahnsinniges Geld verschwende, ohne Vortheil daraus zu ziehen? . . . Wissen Sie, mein Herr, daß ein Diner immer zu Etwas dienen muß; ich habe Herrn Candrillon oft sagen hören: ‚ein Diner ist ein sehr gewandter diplomatischer Agent, besonders wenn es mit Trüffeln zubereitet ist‘ . . . und das meinige ist durch und durch voll Trüffeln. Sie werden somit zwischen Fräulein Soufflat und Herrn Doguin sitzen, Madame Marmodin neben Friedrich, mein Bruder, der Gelehrte, neben dem geistreichen Herrn Marmodin, Herr Candrillon! . . . wo Teufel werde ich Herrn Candrillon hinsetzen? Ein Mann, der für sich allein eine Eisenbahn bauen lassen kann, muß einen sehr schönen Platz erhalten! . . . Und meine Frau wollte ihn nicht einmal neben sich . . . die Frauenzimmer sind doch oft recht ärgerlich. Meiner Treu! ich setze ihn neben Madame Broussillon und meine Schwägerin . . . Ach, meinen Vetter Brouillard setzt! . . . dem ist schwierig ein Platz anzuweisen, er hat eine böse

Zunge. Wenn ich ihn nur zwischen zwei Taube setzen könnte!... Ach, der Herr Broussailon hört nie zu, wenn man mit ihm spricht und Soufflat lacht unaufhörlich, ich glaube übrigens nicht, daß er weiß, warum er lacht... Welche kopfzerbrecherische Arbeit! ich möchte nicht immer zwanzig Personen bei Tische haben. Vor allen Dingen würde mich das ruiniren."

Madame kommt zurück; sie hat ihr Atlaskleid angezogen und ihre durch den Champagner verdorbene Frisur wieder in Ordnung gebracht. Sie wirft einen Blick auf die Anordnung der Plätze und will sie verändern; aber jetzt schreit ihr Gemahl, indem er sich schneuzt, wie wüthend: „Meiner Treu', Angelika, wenn Sie Etwas an meinen Bestimmungen ändern, so sage ich zum Voraus, kümmere ich mich Nichts mehr um das ganze Mittagessen; es mag dann gehen wie es will... ich will mich nicht gequält haben wie ein Galeerensclave, damit ein Anderes herkommt und meine Arbeit über den Haufen wirft!"

„Beruhigen Sie sich, mein Kleiner," entgegnet Angelika, „und geben Sie mir Antwort. Wen haben Sie auf heute Abend eingeladen?"

„O, etwa zwölf Personen!... Julian, haben Sie Ihren Freund Richard aufgefodert, heute Abend zu kommen?"

„Ja, mein Vater, er wird kommen. Ich habe ihm Ihre neue Adresse gegeben; denn er war der Meinung, wir wohnen noch in der Mathurinstraße."

„Kommen einige Künstler, Musiker, die kleine lustige Lieder zu Klavierbegleitung singen?"

„Ich hatte zwei oder drei ersucht, aber sie haben es sich erlaubt, meine Einladung auszuschlagen... sei übrigens ruhig: Herr Dixcors, der Herr, welcher eine Masse kleiner Späße zu machen weiß, alle Thiere nachahmen kann und sogar ein Bauchredner ist, hat mir versprochen, einen seiner Freunde mitzubringen, der Alles singt, was man nur will, auch Melodien von Chou... Chou... meiner Treu', ich weiß nicht, von welchem Chou...“

„Von Schubert, Vater.“

„Ja, ich glaube so ... Choubert... Ich wußte nur, daß ein Chou dabei ist.“

„Haben Sie Herrn Ramonot eingeladen?“

„Ramonot? Wahrhaftig, nein ... ich habe ihn nicht eingeladen! ich habe mich wohl gehütet. Letzt-hin ist er mir in einem so elenden, abgeschabten Rock auf dem Boulevard begegnet ... kurz, er war so schlecht angezogen, daß ich, weiß Gott, schnell das Gesicht abwandte, um ihn nicht grüßen zu müssen, denn Nichts würdigt Einen mehr herunter, als einen schlecht gekleideten Menschen zu grüßen.“

„Aber Sie setzen mich in Erstaunen; denn Herr Ramonot wird, so viel man mir gesagt hat, durch die Verwendung seiner Tochter eine sehr gute Stelle bei der Polizei-Präfektur erhalten.“

„Wirklich?... ach der Teufel! dann grüße ich ihn, sobald er mir wieder begegnet, von Weitem schon.“

„Herr Ramonot hat in der That diese Stelle erhalten sollen,“ versetzt Julian, „aber es ist Nichts daraus geworden, ein Anderer hat sie.“

„Was sagte ich! . . . Einen Menschen mit so einem abgeschabten Rocke grüße ich nicht! . . . von nun an bin ich fest entschlossen, ihn nicht mehr zu kennen.“

„Sie wissen also nicht, daß seiner Tochter, die sehr hübsch ist, von dem Neffen eines französischen Pairs der Hof gemacht wird, welcher geschworen hat, er werde sie wahrscheinlich heirathen?“

„Der Neffe eines Pairs? Poß Sapperment! . . . dann weiß man freilich nicht mehr, was man thun soll. Es bleibt dabei, ich grüße ihn . . . ich grüße ihn! Ich sehe wohl ein, daß ich einen Fehler gemacht habe, aber ich kann Nichts dafür . . . schlecht gekleidete Leute sind mir zuwider . . . so oft sie mir zu nahe kommen, meine ich immer, sie wollen Geld von mir entleihen.“

Dieses Gespräch wird durch Fifine unterbrochen, welche herbeieilt und sagt: „Herr Brouillard ist da, er hat zwar noch nicht geläutet, aber ich höre ihn schon fünf Minuten seine Füße auf der Strohmatte vor der Dehrthüre abreiben. Ich habe ihn durch ein Fenster hindurch erkannt, er bleibt immer eine Viertelstunde auf der Strohmatte stehen; ich glaube, er horcht, ehe er hereingeht, um zu erfahren, was bei den Leuten, die er besuchen will, gesprochen wird.“

„Er wäre es wohl im Stande.“

„Der Better Brouillard schon? Der unausstehliche Kerl! . . .“

„Ach, Angelika, nimm Dich in Acht . . . spreche in Gegenwart von Leuten keine solchen Worte aus oder ich verberge mich vor Schande unter dem Tisch!“

„Gut, mein Herr, gut! ich meine, ich könne sprechen; Sie sind nicht der Mann, der sich erlauben darf, mir Vorwürfe zu machen, Sie, der Tonnelles sagt statt Turnel, wenn man von den Eisenbahnen spricht, und lezthin im vollen Saale behauptet hat, die Straßen zu Paris seien von Dieben inficirt.“

„Wohlan, Madame, sagt man nicht so? Ich habe oft sagen hören, die Straßen sind von Dieben inficirt... ein Wald ist von Räubern inficirt (angefleckt).“

„Nein, mein Herr, man muß sagen infestirt (beunruhigt), ich weiß es gewiß, ich habe Herrn Marmodin darum befragt.“

„Und ich habe meinen Bruder, den Gelehrten, oft so sagen hören, wie ich sagte.“

„Wenn solche Phrasen in seinen Stücken vorkommen, müssen sie interessant sein!... Sie bilden sich aber Etwas ein, wenn Sie von ihrem Bruder sprechen!...“

„Madame, ich sage doch nicht Kerl! ein Wort, das nur gemeine Leute in den Mund nehmen.“

„Schweigen Sie, mein Herr, es wird mir übel.“

Der Streit war im besten Auflodern und Julian schien sich eher an dem Zwiste seiner Eltern zu be-lustigen, als daran zu denken, ihn zu schlichten. Doch Zifine stellte die Ruhe wieder her, indem sie sagte: „Ach, wenn der Better Brouillard hört, daß man sich zankt, wird er sich höchlich darüber freuen!“

„Zifine hat Recht,“ sagt Madame St. Godibert,

ihrem Manne die Wange darbietend; ich bin zu hitzig . . . küsse mich, Kleiner!"

„Mit Vergnügen, Angelika.“

„Ihr Vetter ist schuld, daß ich mich ereifere . . . Er kommt immer vor allen andern Gästen und oft ehe noch der Tisch gedeckt ist. Das geschieht jedoch nur, um herumzuspähen, zu sehen, was man macht, und seine Nase in Alles hineinzustecken: unter dem Vorwand, er wolle helfen, schnüffelt er in allen Zimmern herum . . . Denken Sie sich, mein Herr, lezt-hin überraschte ich ihn, wie er vor meinem großen Kleiderkasten stand und hineinsah; er hatte ihn aufgemacht und betrachtete und betastete ein Stück nach dem andern . . . als ich ihn fragte, was er da treibe, hatte er gar die Unverschämtheit, mir zu antworten: ‚Werthe Base, ich suchte das heimliche Gemach und glaubte hier am rechten Orte zu sein.‘“

In diesem Augenblick streckt Herr Brouillard seine Nase in's Speisezimmer herein; Nicolaus Gogo und seine Frau eilen ihm entgegen mit dem Ausruf: „Ei, das ist Brouillard, der liebe Vetter Brouillard!“

„Guten Tag, Vetter! guten Tag, Cousine!“

„Wie artig von Ihnen, zeitlich zu kommen! . . . Viele Leute lassen so lange auf sich warten, bei Ihnen kann man das nie klagen . . . ich sprach eben mit St. Godibert davon.“

„Beste Base, ich beeile mich stets zu Ihnen zu kommen . . . es ist immer ein so großes Vergnügen für mich und ich denke zugleich, falls man Jemand braucht, falls Etwas zu helfen ist, bin ich doch dann da.“

„O, wir danken, Better, wir haben ja unsere Leute, unsere Dienerschaft! ... mehr braucht es nicht.“

„Da liegt eine Olive auf dem Boden,“ sagt Herr Brouillard, sich bückend, um sie aufzuheben. „Es scheint, daß Ihre Leute nicht genau Achtung geben auf das, was sie tragen. Das ist ein prächtiges Gedeck! Sie haben, so wie ich sehe, viele Gäste?“

„Wir werden unser Zwanzig sein,“ antwortet Herr St. Godibert, mit seinem Taschentuch an der Nase ziehend, um sie zu verlängern.“

„Zwanzig, Sie mit eingerechnet?“

„Wie, uns mit eingerechnet?“ schreit die dicke Dame mit geärgelter Miene; „dürfen wir uns nicht auch für Etwas rechnen? ... sind wir Nullen in unserm Hause?“

„Entschuldigen Sie, Cousine, das wollte ich nicht damit sagen ... ich habe mich ungeschickt ausgedrückt ... wenn ich sage zwanzig, Sie mit eingerechnet, so heißt das nur: ‚Haben Sie zwanzig Personen eingeladen und weiter Nichts‘ ... Sie haben ein wunderschönes Kleid an, Cousine ... ach, welch' prächtiger Stoff!“

„Nicht wahr? ... o, es ist vom kostbarsten Atlas.“

„Aber Ihr Unterrock sieht vor, Cousine, geschieht dies absichtlich?“

„Ach, mein Gott! mein Unterrock sieht vor ... und ich hatte es nicht bemerkt! So geht es, wenn man sich so beeilen und so schnell machen muß. Zifine, stecken Sie mir ihn hinauf. Better Brouil-

lard, begeben Sie sich gefälligst mit unserm Sohn in den Salon."

"Mit großem Vergnügen . . . geniren Sie sich meinerwegen nicht, ich bitte Sie, wenn man viele Leute empfängt, hat man so Mancherlei zu überwachen und zu besorgen; ich weiß, was das ist . . . ich will in den Salon hinübergehen . . . Ei, Sie bekommen ja einen Weinschenk in Ihr Haus?"

"Einen Weinschenk . . . wo?"

"Hier in den untern Stock, wo gegenwärtig eingezogen wird."

"Einen Weinschenk . . . es käme ein Weinschenk in's Haus? Ach, wie entsetzlich! wenn ich Das wüßte, würde ich augenblicklich mein Logis verlassen!"

"Nein, nein, das ist nicht möglich! Wer hat es Ihnen gesagt, Better?"

"Meiner Treu', ein Commissionär unten; ich sah, daß in's Parterre eingezogen wird und fragte ihn: ,Wer kommt hier herein?' hierauf antwortete er mir: ,Mein Herr, ich glaube ein Weinschenk.'"

"Zifine, Zifine! gehen Sie schnell hinunter und erkundigen Sie sich bei dem Portier, wer in den Unterstock und den Laden einzieht; wenn es ein Weinschenk oder ein Fleischer ist, so sagen Sie, daß wir heute Abend aufkündigen werden."

"Aber, Madame, in diesem Augenblick habe ich entsetzlich viel zu thun . . ."

"Gehen Sie unverzüglich hinunter, Zifine . . . ich kann nicht in dieser Ungewißheit verharren."

Die Kammerzofe geht hinunter und wünscht den

Herrn mit der Fuchsschnauze, der, kaum zur Thüre hereingetreten, schon Gelegenheit gefunden hat, ihre Herrschaft in Unruhe zu versetzen, zu allen Teufeln. Herr St. Godibert hat sich entfernt, um einen Frack anzuziehen, Madame hat sich auf einen Stuhl geworfen, Julian ist in den Salon hinein gegangen, um seine Halsbinde zu ordnen, und der Better Brouillard steht unter den Tisch, ob keine Oliven mehr darunter sind und sagt: „Meiner Treu! Thatsache ist, daß es mir ginge wie Ihnen: ein Weinschenk würde mich sicher aus meinem Hause vertreiben. Das setzt Einen der Unannehmlichkeit aus, Betrunknen zu begegnen, Geschrei und Streitigkeiten mit anzuhören ... oft bekommt man sogar beim Nachhausegehen einige Faustschläge, die einem Andern zuge-dacht waren; das ist sehr widerwärtig.“

Endlich kehrt Fifine ganz außer Athem wieder zurück. Herr St. Godibert eilt mit seinem Frack herbei, um zu hören, was sie sagt.

„Es hat nie Jemand an einen Weinschenk gedacht,“ schreit die junge Jose mit einem zornglühenden Blick auf Herrn Brouillard; „ein Buntpapierhändler zieht in den Laden ein ... und er wird sehr schön und prächtig herausgemacht ... er verkauft Papier, von dem das Buch zwanzig Franken kostet.“

„Ach, ich lebe wieder auf!“ sagt Madame St. Godibert.

„Ich wußte wohl, daß das nicht sein kann,“ versetzt der Hausherr, „und Du hattest Unrecht, gleich so außer Fassung zu gerathen.“

„Warum erzählt uns Herr Brouillard unwahre Geschichten! Man sollte seiner Sache vorher gewiß sein, ehe man spricht.“

„Entschuldigen Sie, Cousine, ich habe gleich gesagt, ich wisse es nur von einem Commissionär, besser konnte ich die Nachricht nicht verbürgen. Der Commissionär wird sich geirrt haben, das ist das Ganze. Diese Leute haben eine Vorliebe für die Weinschenken, es geht ihnen nicht wie Ihnen, Cousine, und sie glauben deshalb, es müssen sich überall solche niederlassen.“

„Gehen Sie doch in den Salon, Vetter.“

„Ich gehe schon, Cousine ... Sie wollen Ihren Unterrock hinaufheften lassen ... Ihr Kleid bildet auch Falten auf dem Rücken, sie sind vielleicht absichtlich da, aber sie stehen nicht schön. Ich gehe in den Salon ... falls Sie meiner bedürftig sind, so geniren Sie sich nicht.“

Endlich hat sich Herr Brouillard in den Salon begeben.

„Welch' unaushaltbarer Mensch!“ ruft Frau St. Godibert aus, „uns zu sagen, es ziehe ein Weinschenk unten ein, um uns in Verzweiflung zu jagen.“

„Auch sind Sie sehr gutmüthig, Madame, den Worten Ihres Veters, der unaufhörlich Geschichten erfindet, um überall Unfrieden zu stiften, Glauben zu schenken.“

„Fifine hat Recht, Angelika, Du solltest ihm nie Etwas glauben.“

„Fifine, stecken Sie mir meinen Unterrock hinauf

... die Gesellschaft wird kommen: ich will keine Falten auf dem Rücken haben, machen Sie sie weg!... Es ist doch hoffentlich Alles gerichtet?"

„Aber a propos!“ ruft die Kammerfrau aus, nachdem sie mit dem Kleide ihrer Gebieterin fertig ist, „es muß mir doch Jemand beim Serviren helfen. Es ist rein unmöglich, daß ich allein zwanzig Personen bei Tisch bedienen kann.“

„Das ist wahr, es ist physisch unmöglich,“ sagt Herr Godibert, sich in seinem Frack bewundernd, „Zifine kann sich nicht verzwanzigfachen.“

„Sie wollen Franz nicht mehr vor Augen sehen und es muß doch Jemand ... ein männlicher Bediente ist das Schicklichste ... beim Aufwarten helfen.“

„Allerdings ... wie wäre es, wenn Du den Portier fragtest, ob er nicht heraufkommen wolle?“

„Ach ja, der Portier ... einmal habe ich ihn ersucht, mir ein Bischen an die Hand zu gehen ... ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit, dann hat er mir in unverschämtem Tone geantwortet: ‚Für was halten Sie mich? Glauben Sie, ich sei ein Bedienter?‘ Sehen Sie, Herr, es ist besser, Sie verzeihen Franz ... auch würde er, wenn er gewußt hätte, daß es Champagner wäre, die Flasche nicht angerührt haben: er hat diese Ungeschicklichkeit nur aus Unwissenheit begangen.“

„Zifine hat Recht ... man muß sich des Franz noch einmal bedienen ... außerdem würden wir nicht gleich Jemand an seiner Stelle finden.“

„Aber, Zifine, prägen Sie ihm doch wenigstens

kungen der Madame Marmodin lacht: das ist Herr von Brouffailon, dessen ebenfalls junge und hübsche Gattin etwas entfernter sitzt; sie ist von Herrn Julian, der ihr höchst zärtliche Liebesblicke zuwirft, die sie aber nicht zu bemerken scheint, von Herrn Candrillon, dem dicken großen Mann mit dem gutmüthigen Gesichte, welcher laut spricht, schallend lacht und sich so behaglich fühlt wie in seinem eigenen Hause, und endlich von Herrn Doguin umgeben, dessen Nachbarschaft allgemein gefürchtet wird.

In einem andern Theile des Saales sitzt eine Blondine mit weißen Schultern auf einem Canapé und scheint gleichgültig den Tadheiten des Herrn Soufflat, eines kleinen, zwei Zoll weniger als fünf Fuß hohen Mannes zuzuhören, der, um sich zu vergrößern, meist auf den Zehenspißen steht und in einem Salon immer aussieht, wie wenn er sich in die Höhe schwingen wollte, um ein Entrecht zu machen.

In der Blondine habt ihr Herrn Mondigo's Gemahlin erkannt. Was diesen Herrn selbst betrifft, so hat er sich des Majors Krauteberg bemächtigt, um ihm den Plan eines Stückes zu erzählen, welches er eben in Arbeit hat, und das wenigstens sechshundert Mal hintereinander aufgeführt werden soll.

Der Major Krauteberg ist ein vortrefflicher Mann, der alle Eigenschaften besitzt, die Einen in Gesellschaft beliebt machen: er hört Gespräche, so viel man will, an, billigt Alles, was man sagt, macht allen Damen Complimente und spielt alle Spiele. Mit solchen

ja recht ein, daß er Achtung gibt und sich genau erinnert, was man ihm befohlen hat.“

„O, seien Sie beruhigt, Madame, ich will ihn schon unterweisen!“

In diesem Augenblick hört man die Klingel. Das Ehepaar St. Godibert eilt hastig in den Salon mit dem Ausruf: „Da kommt die Gesellschaft... sie darf uns nicht im Speisesaal finden... sie könnte uns sonst für unsere Dienerschaft halten!“

---

### Drittes Kapitel.

Die Gesellschaft im Empfangsaal. — Vor dem Essen.

Noch keine Viertelstunde war verstrichen, so hatten sich beinahe alle von Herrn und Madame St. Godibert eingeladenen Personen im Salon versammelt.

In dem großen dünnen gelben Herrn mit der ernstesten nachdenklichen Miene, der fragt: „Wie steht es mit der Gesundheit?“ habt ihr den Herrn mit der Vorliebe für die Römer erkannt. Seine Frau sitzt in einer Ecke des Saales und lacht schon und verbreitet rings um sich her Heiterkeit. Neben Madame Marmodin schäkert Herr Roquet, der das Löwischste Kostüm anhat, das man tragen kann. Dann ein junger Mann mit einem ziemlich hübschen Gesichte und artigen Manieren, welcher oft über die Bemerk-

koftbaren Vorzügen ist es unmöglich, in der Welt nicht sehr geschätzt zu sein.

Der Major, dessen viereckiges, etwas geröthetes Gesicht das Gepräge der deutschen Gutmüthigkeit ausdrückt, hört wenigstens zum sechsten Male die Details einer Entwicklung an, welche das ganze Auditorium in Thränen zerfließen machen und dem Stücke den Erfolg sichern soll; er nickt bloß bisweilen zum Zeichen seines Beifalls mit dem Kopfe, welches heißt: „ganz gut;“ und wiederholt unaufhörlich die Phrase: „das wird außerordentlich hübsch.“

Mondigo begnügt sich mit diesen Antworten, wovon die eine eine Pantomime ist, die andere aber deutlich, sogar mit Nachdruck ausgesprochen wird, und fährt in der Erzählung seines Planes fort; bloß wenn der Major ein wenig zerstreut scheint oder zu lange geschwiegen hat, hält er inne, sieht ihm in's Gesicht und schreit: „Nun! erfreut sich diese Scene Ihres Beifalls nicht?“

Dann beeilt sich der Major, welcher gleichsam aus dem Schlafe zu erwachen scheint, auf beiderlei Weise, mit der Pantomime und seiner Stimme, zu antworten und ruft, während er wie eine Porzellanfigur auf dem Kamine mit dem Kopfe wackelt, laut aus: „O, das wird schön! außerordentlich schön!“

Madame Doguin, eine große, hochgewachsene Frau, welche hübsch war und es in einiger Entfernung noch zu sein scheint, hat sich in einen Lehnstuhl gesetzt, auf dem sie sich ausnimmt wie auf einem Throne: erstens, weil man vermöge ihrer außeror-

dentlich hohen Gestalt meinen könnte, sie sitze auf mehreren Rissen, und zweitens, weil sie unaufhörlich ihre Blicke umherschweifen läßt und rechts und links hin lächelt, wie eine Person, die Gunstbezeugungen zu vertheilen hat.

Herr Villarsec steht so steif und ernst in einer Ecke wie ein preussischer Soldat beim Exercitium. Nicht weit von ihm weg sitzt Fräulein Soufflat (die junge Dame, deren Nase einige Aehnlichkeit mit einem Elefantenrüssel hat) auf einem Stuhle, ohne daß sich Jemand mit ihr unterhalten hätte, wodurch sich ihre Nase noch zu verlängern schien. Der Better Brouillard endlich rennt hin und her, windet sich überall durch und schleicht sich überall hin, wo gesprochen wird, besonders wo man, wie es scheint, nicht gerne gehört werden möchte.

Die St. Godiberts bemühen sich indessen auf's Aeufferste, ihre zahlreiche Gesellschaft gut aufzunehmen und besonders inmitten ihrer Gäste nicht linkisch zu erscheinen. Allein so sehr sich ein Emporkömmling auch anstrengen mag, den großen Herrn zu spielen, er wird immer einem Hanswurst in einem Marquisikleide gleichen. Hätten sich Nicolaus Gogo und seine Frau damit begnügt, gute Leute zu sein, die ihre Gäste auf eine natürliche, ungezwungene Weise aufnehmen, so wären sie Einem nicht lächerlich in ihrem Salon vorgekommen.

Madame St. Godibert läuft von Einem zum Andern und sucht sich ein Wesen zu geben, das nicht zu ihrem Beduinenkopfe paßt. Herr Roquet hat ihr

schon drei Mal wiederholt, sie sei zum Entzücken angezogen. Sie dreht und wendet sich unaufhörlich um den Major Krauteberg herum, daß er ihr das Nämliche sagen soll; aber der unglückliche Major ist dermaßen von dem Schriftsteller in Anspruch genommen, daß es ihm unmöglich ist, der Herrin des Hauses ein Compliment zu machen.

Madame St. Godibert nähert sich ihrem Manne und flüstert ihm in's Ohr: „Ihr Bruder ist recht unerträglich, wenn er sich einmal einer Person bemächtigt hat, läßt er sie nicht mehr los! ... Jetzt spricht er schon eine Viertelstunde mit dem Major Krauteberg... ich bin überzeugt, er erzählt ihm eines seiner Stücke, und der arme Major darf nicht einmal zu mir herkommen, um mir ein Wörtchen zu sagen! er sitzt gewiß auf Nadeln ... rufen Sie doch Ihrem Bruder.“

Statt seiner Frau zu antworten, stößt Herr St. Godibert einen Schrei aus und sagt: „Ach, mein Gott, Fräulein Soufflat sitzt ganz allein in einer Ecke! Niemand widmet ihr seine Aufmerksamkeit! ... das ist unschicklich... woran denkt denn mein Schlingel von Sohn? ... er beschäftigt sich mit der kleinen eiteln Madame Marmodin! ... Julian, mein Sohn Julian!“

Herr Julian stellt sich, als ob er seinen Vater nicht höre, weil er zum Voraus vermuthet, was er ihm sagen wird, und wenn er ihn auf einer Seite des Saales auf sich zukommen sieht, schleicht er sich so schnell als möglich auf eine andere.

Herr St. Godibert strengt sich schon eine Weile vergeblich an, seinen Sohn zu erwischen, der Berstecken mit ihm zu spielen scheint; aber dem Better Brouillard, der Alles sieht und Alles hört, gelingt es, Julian beim Arme zu erfassen, wo er eben seinem Vater wieder entwischen will, und er hält ihn mit den Worten zurück: „Betterchen, hören Sie denn Ihren schätzbaren Vater nicht, der Ihnen schon lange ruft und Sie in allen Ecken des Saales sucht? Er muß Ihnen bestimmt etwas sehr Interessantes zu sagen haben... nach der Beharrlichkeit zu urtheilen, mit der er Sie verfolgt... ach, da kommt er... Better, hier ist Ihr Sohn, der Sie, so viel ich glaube, nicht gesucht hat.“

Herr St. Godibert tritt mit wüthender Miene auf seinen Sohn zu: „Fräulein Soufflat sitzt ganz allein in einer Ecke dort,“ schnaubt er, „wollen Sie augenblicklich zu ihr gehen und den Galanten machen oder Sie erhalten vom nächsten Monat an kein Taschengeld mehr... dann wollen wir sehen, womit Sie butterweiße Handschuhe kaufen können!“

Herr Julian geht auf Fräulein Soufflat zu und murmelt: „Ein schönes Taschengeld, es ist der Mühe werth, daß man davon spricht!“

„Was hat er gesagt?“ fragte Herr St. Godibert, seinen Better Brouillard anblickend, der unverweilt erwiedert: „Er hat gesagt: ‚Ein schönes... es ist der Mühe werth, daß man davon spricht!‘ Meinte er das Taschengeld oder das Fräulein... das müssen

Sie zu beurtheilen wissen, Better; es scheint, wie wenn Ihr Sohn mit dem, was Sie ihm für seine Toilette aussetzen, nicht recht zufrieden wäre; er ist übrigens sehr gut und sehr elegant gekleidet, das muß ich bekennen."

"Nicht zufrieden? ich möchte wissen, ob er es wagt, sich zu beklagen!... Nicht zufrieden, und ich gebe ihm vierzig Franken monatlich, Better, vierzig Franken bloß zu seinen Kleidern! denn er hat freie Wohnung, Kost, Heizung und Licht bei mir!... Nun, finden Sie nicht, daß das eine ungeheure Summe ist? Wenn meine Frau nicht wäre, würde ich nur die Hälfte geben!"

"Vierzig Franken sind freilich Etwas, Better!... zu unserer Zeit wäre es viel gewesen... ich glaube nicht, daß Sie in dem Alter Ihres Sohnes monatlich vierzig Franken für Ihren Anzug aufzuwenden hatten... Sie waren allerdings auch nicht gekleidet wie er... aber heutzutage braucht man so Vielerlei... man ist so hoffärtig! Ich wundere mich beinahe über die Eleganz ihres Sohnes, wenn Sie ihm nicht mehr geben als das."

"Ach, poß Kuckuk! er läßt auf Rechnung arbeiten... er macht Schulden!"

"Teufel! das ist unangenehm."

"Aber ich bezahle sie nicht."

"Dann ist es gerade, wie wenn er keine machte."

Diese Unterredung wird durch Herrn Candrillon unterbrochen, der sich dem Hausherrn nähert, ihm auf den Bauch klopfst und ausruft: "Poß Sapper-

ment! ich habe einen guten Appetit, und Sie, mein lieber St. Godibert?"

"Ich, Herr Candrillon, bin ebenfalls Ihrer Meinung, das Essen wird am Platze sein."

"Sind Sie auch dazu aufgelegt?" fragt Herr Doguin näher tretend.

Diese Worte waren an Herrn Brouillard gerichtet, welcher bei Annäherung des Herrn Doguin schnell seine Tabaksdose herauslangt und sich die Nase vollstopft. Er erwiedert jedoch, um zwei Schritte zurückweichend: "O, ich habe auch Hunger, aber ich kann warten. Ich weiß, daß man bei meinem Vetter immer sehr spät ist, wenn Gäste bei Tische sind."

"Zu der gewöhnlichen Stunde, wo alle Personen essen, die auf der Börse zu thun haben," versetzt Herr St. Godibert, in dem Tone eines Capitalisten: "um sechs oder halb sieben Uhr."

"Das ist sehr spät," sagt Herr Candrillon; "übrigens ist es bereits ein Viertel auf sieben Uhr vorbei. Erwarten Sie noch Jemand?"

"Noch Herrn Derneſty und meinen Vetter Friedrich ..."

"Ah, die beiden Unzertrennlichen."

"Sobald aber aufgetragen ist, essen wir; o, wir warten nicht auf diese Herren!... mein Neffe kommt immer absichtlich zu spät, und Herr Derneſty läßt sich auch entseßlich lang ersehnen."

"Das sind Leute!" sagt Herr Brouillard, sich von Herrn Doguin entfernend.

Madame St. Godibert kann nicht mehr länger

an sich halten: da sie bemerkt, daß ihr Schwager den Major nicht losläßt, entschließt sie sich, das Gespräch dieser beiden Herren ohne Weiteres zu unterbrechen.

„Ei, meine Herren,“ ruft sie aus, „Sie sind recht Liebenswürdig! Sie unterhalten sich mit einander, statt den Damen den Hof zu machen!... Ach, Herr Major, ich erkenne Sie gar nicht mehr.“

Der arme Major macht, entzückt, daß man ihn befreit, schnell gegen Mondigo seine Bewegung mit dem Kopfe und will auf die prächtige Angelika zugehen, aber der Schriftsteller hält ihn an seinem Frackschoße zurück und sagt: „Es sind nur noch drei Scenen übrig und ich möchte Ihre Meinung über meinen letzten Akt hören, den ich schon zum vierten Male angefangen habe, der aber, glaube ich, so wie ich Ihnen eben erzählte, sehr gut werden wird.“

„O, hübsch, ausgezeichnet hübsch!“

„Das Mädchen wird durch einen Verschwörer verführt, der zwei Weiber hat.“

„O, das wird sehr schön!“

„Sie vergiftet den Verführer in einer Pomeranze... das ist eine Entwicklung, von der ich mir eine große Wirkung verspreche.“

„O, ausgezeichnet!“

„Uebrigens hat man mir gesagt, daß man sich in einem deutschen Stücke auch in einer Scene von Bedeutung einer Pomeranze bediene, und das hat mich auf den Gedanken gebracht, die Sache mit einer Citrone vorgehen zu lassen. Was halten Sie davon?“

„O, hübsch, sehr hübsch!“

„Die Citrone ist neuer als die Pomeranze... aber eine weitere Schwierigkeit ist, einen Franzosen eine Citrone essen zu lassen!... O, jetzt fällt mir Etwas ein: ich verseze meine Scene nach Italien, wo die Citronen süß sind, dann ist meine Entwicklung ganz natürlich.“

Der Major nickt sein Beifallszeichen mit dem Kopfe und entschließt sich, den Schriftsteller zu verlassen, welcher, Herrn Billarsec bemerkend, sich vor denselben hinstellt und zu ihm sagt: „Ja, ich bin entzückt, auf diese Citrone verfallen zu sein... die Scene muß in Italien oder der Provence spielen... es ist ein historisches Drama; ich muß das arrangiren!... Soll ich aber Citrone oder Limonie sagen? Das ist eine Sache, an die ich nicht gedacht habe. Was rathen Sie mir?“

Herr Billarsec, der immer steife und ernste Mann, betrachtet Herrn Mondigo mit einer fast unverschämten Miene und erwiedert: „Mein Herr, wenn es sich um eine Limonade handelt, so muß ich Ihnen bekennen, daß ich Nichts davon verstehe, und ersuche Sie, sich an Jemand zu wenden, der Kenntniß von der Sache hat.“

„Von einer Limonade!“ schreit Mondigo, während seine Nasenspitze erblaßt, was stets der Fall war, wenn seine Eigenliebe verletzt wurde. „Ich habe von meinem Stück mit Ihnen gesprochen, Herr... aber, entschuldigen Sie, Sie haben die Erzählung meines Planes nicht mit angehört und konnten mich

also nicht verstehen . . . ich hielt Sie für den Major Krauteberg."

Ehe Herr Billarsec geantwortet hat, kommt Herr Marmodin zu dem Schriftsteller her, nimmt ihn beim Arme und ruft aus: „O, ich bin überzeugt, Sie sind meiner Ansicht, Mondigo: diese Damen lachen und wollen mir nicht glauben . . . ich habe mich an Herrn Candrillon gewendet, der gibt mir aber ausweichende Antworten.“

„Wovon handelt es sich, Marmodin?“

„Fräulein Soufflat ist mit einer Art Capuzmantel in den Saal getreten, der mich an den Cucullus erinnerte, den die Römer trugen, und der Hut, den sie abgenommen und auf den Divan gelegt hat, muß nach der Form des Petasus oder der Caustia gemacht sein. Außer diesen bedienten sich die Römer und Römerinnen auch des Galerus und des Apex zu ihrer Toilette . . . aber ich rede eigentlich bloß von dem Petasus und dem Cucullus . . . Herr Candrillon sagt, es sei ein Gibus . . . aber das meine ich nicht.“

„Aber, lieber Gott,“ versetzt Herr Candrillon lachend, „was verstehe ich von Ihren lateinischen Alterthümlichkeiten! . . . Sprechen Sie von Handel, Speculationen, Unternehmungen, Eisenbahnen und solchen Dingen mit mir, das lasse ich mir gefallen, und dann will ich auch antworten.“

„Dann sind Sie auf dem Geleise!“ ruft Herr Soufflat aus, indem er sich bemüht, sich auf seinen Zehenspitzen zu halten.

„Ah, bravo! auf dem Geleise! . . . nicht übel . . .“

das ist ein Wortspiel... das gefällt mir... die Wortspiele machen mir immer Spaß, ich könnte mich damit nähren!... Ei, aber essen wir nicht bald? es ist drei Viertel auf sieben Uhr!... Sapperment, mein Magen und mein Bauch schlagen einen tüchtigen Generalmarsch."

"Herr Derneſty kommt also nicht?" fragte die blonde Clementine Madame St. Godibert, welche gerade neben ihr stand.

"O, er kommt, wir haben ihn eingeladen... der junge Mann ist aber so beliebt in der Welt, er hat täglich zweihundert Besuche zu machen."

"Dann muß er Abends sehr müde sein!" versetzt Vetter Brouillard, mit seiner Schnauze zwischen beide Schwägerinnen tretend.

"Glauben Sie, er gehe zu Fuße? Warum nicht gar!... Der junge Mann hat ein Cabriolet."

"Das wußte ich nicht, ich kenne den Vermögensstand dieses Herrn nicht. Was treibt er?"

"Ja... Nichts!... Das heißt... doch, er spielt auf der Börse."

"Ah, er spielt! Ist das eine Beschäftigung?"

"Ach, Sie wissen das nicht, Vetter? Heutzutage treiben doch alle jungen Leute, die Vermögen haben, nichts Anderes... das ist wenigstens Herrn Derneſty's Meinung."

Der Vetter verzieht statt aller Antwort das Gesicht und nähert sich der Frau Marmodin, welche ausruft: "Ich sehe Herrn Friedrich nicht... wie,

sollte Herrn St. Godiberts Nefte nicht an dieser Gesellschaft Theil nehmen?"

"Er wird kommen," antwortet Herr Brouillard, "man erwartet ihn."

"Ach, ich dachte doch: es ist nicht wohl möglich, daß unser Wirth ein Mitglied seiner Familie vergift."

"Seiner Familie?... Ah, Sie glauben also, mein Vetter habe außer seinem Nefsen keine Verwandten?"

"Da ich nie andere gesehen habe, stellte ich es mir vor."

Herr Brouillard beugt sich zu der jungen Dame herab und flüstert ihr in's Ohr: "Sie wissen also nicht, daß er noch einen Bruder und dieser eine, meiner Seel', sehr hübsche Tochter hat?"

"Ach, wirklich!... warum sieht man sie denn nie weder hier noch bei Mondigo? ... Haben sie denn Verdruß mit einander?"

"O, das nicht ... es sind andere Gründe vorhanden ... jener Bruder ist nicht reich, er treibt sogar ein sehr einfaches Gewerbe ... er ist Landmann, man könnte sagen Bauer ... aber ich begreife nicht, weshalb man diese Leute verachtet! Waren unsere Ahnväter nicht Alle Landleute? Bebauten Sie nicht ihre Felder mit ihren Kindern?... zum Beispiel Abraham, Jakob, Laban. Auch schäme ich, der ich nicht der Meinung meiner Vettern bin, mich durchaus nicht, Ihren Bruder zu besuchen ... ich habe dem guten Hieronymus erst kürzlich einen kleinen Besuch gemacht."

"Sie haben Recht, Herr Brouillard, und ich lobe

Sie darum. O, Sie setzen mich durch Ihre Mittheilung in Staunen! Ich wundere mich, daß mir Clementine, mit der ich doch genau bekannt bin, noch nie ein Wort von diesem andern Bruder ihres Mannes gesagt hat."

"O, die liebe Dame ist nicht besser als die Uebrigen ... und bekennen zu müssen, man habe einen Bauern zum Schwager, wenn man sich die Manieren einer Herzogin zu geben sucht, wäre gar zu peinlich!"

"Mein Gott, wie ist die Welt so sonderbar!"

"O, mehr noch als sonderbar: sie hat eine Masse häßlicher Seiten! Was ich Ihnen aber gesagt habe, geschah ohne Arg, denn ich bin mit der ganzen Welt befreundet; o, wenn ich böseartig sein wollte, könnte ich mehr sagen!"

Herr Brouillard hätte vielleicht seine Behauptung bewiesen, aber in diesem Augenblick ging die Saalthüre auf und Franz meldete mit heiserer Stimme: "Herr Verneſty und mein Neffe Friedrich."

Die ganze Gesellschaft bricht bei dieser abermaligen Dummheit Franzens in ein Gelächter aus, und Friedrich, der in den Saal tritt, theilt die allgemeine Heiterkeit und begrüßt die Gesellschaft mit den Worten: "Meine Herren und meine Damen, Sie haben vielleicht noch nicht gewußt, daß ich Franzens Neffe bin? ... Das war eine kleine Ueberraschung, die ich Ihnen auf heute aufsparte."

Franz, welcher indeß bemerkt, daß er eine Dummheit gemacht hat, öffnet die Saalthüre wieder, streckt den Kopf herein und schreit: "Nein, ich habe mich

geirrt . . . es ist nicht mein Nefte, es ist der Nefte meines Patrons . . . meines Onkels . . . ach nein . . . so wollte ich auch nicht sagen."

"Schon gut, schon gut, Franz," sagt Friedrich, den Bedienten hinausstoßend, "Du findest heute doch das rechte Wort nicht; es ist besser, Du gehst."

"Wird der Dummkopf wohl wieder anfangen, Efeleien zu machen?" schreit Herr St. Godibert, von Einem zum Andern rennend. "Ich weiß nicht, was er heute hat, aber es ist noch weit schlimmer mit ihm wie sonst."

Herr Derneſty, der mit Friedrich gekommen, ist ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, mittlerer Größe und schönem Körperbau, welcher mit vieler Ungezwungenheit und mit Anstand eine ausgewählte geschmackvolle Toilette trägt. Das Gesicht dieser neuangekommenen Person ist eher hübsch als häßlich; einzeln betrachtet sind seine Züge jedoch nicht schön: sein Teint ist gelblich und seine hellbraunen Haare gehen zu tief auf die Stirne herein; seine grauen Augen sind klein, aber sie drücken eine außerordentliche Lebhaftigkeit aus, er bewegt sie unaufhörlich und heftet sie von einem Orte auf den andern, sie ruhen selten lange auf dem nämlichen Punkte; seine Nase ist schmal, sein Mund eingekniffen, indes bildet alles Dieses zusammen doch ein vornehmes Ganze. Fügt dazu noch die Suada eines Stuzers, jene blendende Zuversicht, die Wahl pikanter Worte, jene Sarkasmen, die in einem Saale immer Furore machen, die Kunst, den Damen gegenüber seinen

Blicken den Ausdruck von Zärtlichkeit, Schwermuth oder Leidenschaft zu verleihen, je nachdem es die Umstände erheischen, und dann habt ihr Herrn Verneſty.

Die Ankunft der beiden jungen Leute hat eine allgemeine Bewegung im Saale hervorgebracht. Die Damen erwidern ihren Gruß mit einem holden Lächeln, die Männer drückten ihnen die Hand.

Nachdem Herr Verneſty der Herrin des Hauses eines jener alltäglichen Complimente gemacht hat, die man hundert Mal sagt, Frau Godibert aber zum Entzücken findet, weil sie glaubte, sie seien eigens für sie erfunden, nähert er sich, nachdem er da- und dorthin einige Worte spricht, allmählig der Madame Mondigo. Die schöne Blondine erwidert die Begrüßung des jungen Mannes mit einem sehr bescheidenen Kopfnicken. Dieser bleibt aber bei Clementine stehen und trotz des zurückhaltenden, beinahe kalten Wesens, womit sich diese beiden Personen begrüßt haben, hätte ein scharfer Beobachter doch bemerken können, daß eine leichte Röthe dabei über Madame Mondigo's Gesicht hinflog, daß jetzt ein ganz anderer Ausdruck in ihren Zügen herrscht und sie mit ganz besonderer Sorgfalt ihre hübschen Hände zeigt und ihre Finger in Bewegung setzt, während Herr Verneſty, der dem Anschein nach dieser Dame durchaus nicht mehr Aufmerksamkeit widmet als den andern, die Bewegung ihrer Finger so genau beobachtet, als ob er der Thätigkeit eines Telegraphen zugesehen hätte. Während dieses auf einer Seite vorgeht, ist Friedrich auf der andern zu dem lebhaf-

ten und heitern Fränzchen getreten und unterhält sich mit ihr über Alles, was ihm gerade in den Kopf kommt. Madame Marmodin lacht über Alles, was der junge Mann sagt, und dieser findet zuweilen, daß sie zu viel lache und seinem Gespräche nicht die gehörige Aufmerksamkeit widme.

Herr Brouillard beobachtet diese Dinge von seinem Plaze aus mit einem boshaften Lächeln und betrachtet dann abwechselnd den Schriftsteller und seinen Freund Marmodin, welcher in diesem Augenblicke ausruft: „Ei, mein lieber Mondigo, Sie haben mir noch nicht auf meine Frage in Betreff des Petasus und der Caustia geantwortet, vor allen Dingen aber will ich Ihre Ansicht über den Cucullus erfahren. Was verstanden, Ihrer Meinung nach, die Römer unter diesem Worte?“

Herr Mondigo kratzt sich nach einander an der Nase und an den Ohren, denn man kann Theaterstücke schreiben und sogar Schriftsteller sein, ohne das Studium des Lateinischen weit getrieben zu haben. Er ist daher in ziemlicher Verlegenheit und brummt zwischen den Zähnen: „Was ich von dem Cucullus denke ... ach, meiner Treu', entschuldigen Sie, ich dachte seither an etwas Anderes ... Cucullus ... ja, ich erinnere mich, das heißt ... ich besinne mich...“

„Ich bin sehr neugierig,“ sagt Herr St. Godibert, sich das Kinn streichelnd, „was mein Bruder, der Gelehrte, antworten wird.“

In diesem Augenblick stoßt ihn Herr Brouillard an den Ellbogen und raunt ihm in's Ohr: „Better,

ich meine, es schide sich nicht, wenn sie von Mondigo sprechen, zu sagen: „mein Bruder, der Gelehrte,“ denn aus diesem ließe sich, wie mir scheint, schließen, als ob Sie sich und die übrigen Mitglieder der Familie für Dummköpfe hielten.“

Herr St. Godibert drückt Brouillards Hand und erwiedert: „Das ist richtig! o, beim Kuckuk! Sie haben Recht, Ihre Bemerkung ist sehr passend... wo Teufel hatte ich den Kopf?... Ich werde nicht mehr sagen: „mein Bruder, der Gelehrte,“ sondern: „mein Bruder, das Genie... hm?““

„Das käme auf das Nämliche heraus und wäre nicht wahr. Denn ich glaube nicht, daß Mondigo ein Genie ist, obgleich er ein Stück über eine Citrone geschrieben hat, so viel ich gehört habe... heißen Sie ihn „den Schriftsteller“, das ist das Geeignete.“

„Ganz gut! ich werde nicht mehr anders sagen, als: „mein Bruder, der Schriftsteller“ oder „der Literat.““

Während dieses Gespräches setzte Herr Marmodin seinem Freunde Mondigo zu, dessen Berlegenheit er zu bemerken anfing und den er wahrscheinlich mit Vergnügen durch das Gewicht seiner Kenntnisse demüthigte.

Herr Mondigo kratzt vergeblich an seinem Ohre und murmelt: „Cucullus... cucu... O, ich weiß, was das ist...“

„Poß Kuckuk! ich weiß auch was cucu (cul Hintertheil) ist,“ sagt Herr Candrillon, hellauf lachend, „das Lateinisch kennt Jedermann.“

„O, Herr Candrillon geht zu weit, er sagt zu schlüpfrige Dinge!“ flüstert Madame Godibert dem Major Krauteberg zu. „Wenn er jetzt schon so rücksichtslos ist, wie wird er erst sein, wenn er Champagner getrunken hat? . . . Dieser Mann bringt mich in der Unterhaltung zum Zittern.“

„Wie?“ entgegnet der Major, seine großen Augen im Kopfe rollend, „er hat von seinem . . . ach, ich wage das Wort nicht zu wiederholen!“

„Daran erkenne ich Sie, Herr Major, daran erkenne ich Sie! . . . Sie hätten dieses Wort eher verschluckt als ausgesprochen.“

Herr Derneſty, welcher der Berlegenheit von Clementinens Gatte ein Ende machen will, tritt plötzlich auf Marmodin zu und sagt: „Ei, mein Gott, mein Herr, Ihre Frage ist ein Scherz und Jedermann weiß, daß Cucullus Ruckuf heißt.“

„So ist es,“ sagt Mondigo, „Ruckuf! das Wort fiel mir nicht ein.“

„Und doch hätte es ihm eher einfallen sollen als jedem Andern,“ murmelt Brouillard; „es ist aber sehr klug von Herrn Derneſty, daß er ihm geholfen hat.“

„Wohlan, meine Herren, Sie irren sich!“ ruft Marmodin mit triumphirender Miene aus. „Ah, ich dachte es mir doch: Sie verwechseln Cucullus mit zwei I mit Cuculus, das nur eines hat; das letztere Wort heißt in der That Ruckuf, aber das, dessen ich mich bediente, Capuze oder Mönchskappe und nicht Ruckuf!“

„Mein Gott, wie gelehrt ist dieser Herr!“ murmelt Herr Soufflat, sich an den Kamin lehrend, damit er sich besser strecken kann.

„Poß Tausend! mein Freund, hört Ihre Dissertation über die Kuckuke noch nicht auf?“ ruft das heitere Fränzchen mit einem spöttischen Lächeln aus. „Wissen Sie, daß Sie mit Ihrer Gelehrsamkeit für Jedermann ein Schrecken sind?“

„Er hat ohne Zweifel seine Gründe, diesen Gegenstand abzuhandeln,“ sagt Herr Brouillard, die Nase des Fräuleins Soufflat betrachtend, welche den jungen Julian ansieht, der seine Blicke anderswo hat.

„Ach, meiner Seel, ich würde gerne Etwas essen,“ ruft Herr Candrillon aus, indem er sich auf den Bauch klopft.

Jedermann schien Herrn Candrillons Meinung zu sein, als endlich die Thüre aufgeht, Franz mit einer Serviette unter dem Arm auf der Schwelle erscheint und mit selbstzufriedener Miene hereinruft: „Es ist aufgetragen: zu Tische, wenn es der Gesellschaft gefällig ist!“

„Franz muß heute Abend offenbar Etwas haben,“ sagt Friedrich, der Madame Marmodin die Hand reichte, in demselben Augenblick, als sich auch Herr Roquet nähert, um sich als Cavalier anzubieten; aber die junge Frau hatte bereits Friedrichs Hand ergriffen und sagte: „Mein Gott, Sie sind heute Abend eine Galanterie gegen mich!“

„Wundert Sie das? . . . wissen Sie nicht schon lange, daß ich Ihr Slave bin und es nur von

Ihnen abhängt, mich beständig zu Ihren Füßen zu sehen?"

„Wirklich? O, das wäre zu ermüdend für Sie! Ich möchte Ihnen keine so üble Lage zumuthen!“

„Wann darf ich Sie endlich ungestört sehen?“ flüstert Herr Derneſty leise, während er Madame Mondigo seine Hand anbietet, welche, beinahe ohne die Lippen zu bewegen, antwortet: „Still!...nehmen Sie sich in Acht! man könnte uns hören.“

„Ahnt Jemand Etwas?“

„Haben Sie nicht an meinen Fingerbewegungen gesehen, daß ich am Dienstag Mittag ausgehe?“

„Ja, in der That! ... am Dienstag ... das ist noch sehr lang...wenn ich nur bei Tische neben Sie zu sitzen komme.“

„O, es hat keine Gefahr! meine Schwägerin reißt Sie stets an sich.“

„Das ist ein Vergnügen für mich!“

In diesem Augenblick erschien Herr Roquet, um der schönen Blondine den Arm anzubieten, aber er sieht, daß sie Derneſty bereits davon führt; er schaut sich um, ob vielleicht noch eine Dame zu geleiten sei, da er aber schielt, fallen ihm Madame Doguin und Fräulein Soufflat zugleich in die Augen: während er nun schwankt, welcher er den Vorzug geben soll, werden Beide von andern Cavalieren in den Speisesaal geführt.

Nun war Niemand mehr im Salon übrig als der Better Brouillard, der Alle nach einander weggehen sah und seine Betrachtungen und Bemerkungen

über das, was er sah und im Vorbeigehen zu hören suchte, anstellte.

„Meiner Treu', es entwischen mir alle Damen!“ ruft Herr Roquet, den Better Brouillard betrachtend, aus, welcher, während er seine Schritte dem Speisezimmer zulenkt, antwortet: „Ich stehe Ihnen dafür, sie entwischen nicht Jedem! . . . Aber wir wollen uns zu Tische setzen, ich sterbe fast vor Hunger; es ist sieben Uhr vorbei . . . es ist zum Verzweifeln, so spät zu essen. Ich glaube, das geschieht aus Berechnung, damit der Appetit der Gäste vorher vergeht.“

Herr Roquet will antworten, aber seine Brille fällt ihm herunter, und während er sie aufhebt, ist Herr Brouillard bereits in den Speisesaal getreten.

---

### Viertes Kapitel.

Ein Gastmahl. — Herr Franz.

„Sehen Sie nach Ihren Namen . . . suchen Sie Ihre Plätze!“ sagt Herr St. Godibert, Madame Doguin und Frau von Brousaillon neben sich setzend, „die Namen liegen bei den Gedecken, es ist bequemer; dann weiß man doch gleich, wo man sich niederlassen soll.“

„Ich glaube nicht, daß das gebildet ist,“ sagt Herr Brouillard, auf jedem Couvert seinen Namen suchend, halblaut. „Wo sitze ich denn, Better? Ich

kann mich nirgends finden und darf doch annehmen, daß ich auch irgendwo meinen Platz habe..."

„Hier, Better, zwischen Herrn Brouffailon und Herrn Soufflat.“

Herr Brouillard zieht seine Schnauze in die Länge und begibt sich mit übelläuniger Miene an seinen Platz, indem er vor sich hin brummt: „So ist's recht ... zwischen zwei Dummköpfe, die nie anhören, was man ihnen sagt... und am Ende des Tisches... den schlechtesten Platz! Das sollen sie mir bezahlen.“

Friedrich ist sehr vergnügt, weil man ihn zwischen Madame Marmodin und seine hübsche Tante placirt hat. Diese scheint nicht so zufrieden und ein gewisser Blick, der auf Herrn Verneſty fällt, scheint anzudeuten, daß sie sich andere Nachbarn gewünscht hätte als ihren Better und Herrn Candrillon. Der Stutzer hat den Blick der schönen Blondine mit einem der vielsagendsten beantwortet.

Herr Marmodin seinerseits, der trotz seiner Vorliebe für die Römer außerordentlich eifersüchtig auf seine Frau ist, scheint höchst geärgert, daß diese neben dem verführerischen Friedrich sitzt; da er sich Beiden gegenüber befindet, so wirft er seiner Frau bisweilen sehr ausdrucksvolle Blicke zu, aber diese scheint nicht im Mindesten darauf zu achten.

Raum hat Jedes seinen Platz eingenommen, so bricht Friedrich in ein schallendes Gelächter aus und seine Nachbarinnen fragen ihn, was ihn hierzu veranlasse. Er deutet auf Franz, welcher gerade gegenüber von ihnen steht, sich auf seines Herrn Stuhl-

lehne stützt und sich bemüht, sich anständig aufrecht zu halten, dessen veilchenblaues Kupfergesicht aber auf einen in diesem Augenblick sehr unpassenden Zustand schließen läßt, der die verschiedenen Dummheiten erklärt, die er schon gemacht hat.

Man wird sich erinnern, daß sich Franz, nachdem er seine Gebieterin und das Tischgedeck mit Champagner begossen, unter allgemeinen Verwünschungen aus dem Staube gemacht hat; aber der normännische Bediente hatte die Flasche, die Ursache seines Mißgeschickes, auf die Flucht mitgenommen. Kaum ist er in seinem Zimmer angekommen, so will er den Wein versuchen, der ein Feuerwerk nachahmt. Durch den heraussprudelnden Schaum war nur ein Drittheil des Inhalts der Bouteille verloren gegangen. Franz setzt den Hals der Flasche an den Mund: er findet das Getränk sonderbar; er nimmt zwei weitere Schlücke und findet es sehr gut, dann trinkt er noch ein Mal davon und es schmeckt ihm so gut, daß er erst aufhört, wie er die Bouteille geleert hat.

Dies war das erste Mal, daß Franz Champagner trank: er wird bald ganz heiter und aufgeräumt davon, es wandelt ihn die Lust zu tanzen und zu singen an, und als Mamselle Zifine in seine Stube kommt, um ihn zu holen, findet sie ihn, wie er sich eben einübt, mit beiden Füßen über seinen Nachtopf zu springen und hellauf lacht, weil er den Henkel desselben zerbrochen hat.

„Was treiben Sie da, Franz?“ fragt die reizende Zifine, erstaunt den Bedienten ansehend.

„Meiner Treu', Mamsell, ich mache mich lustig  
... ich bin zum Lachen aufgelegt...“

„Es scheint, daß Sie die Dummheiten, die Sie  
anstellten, nicht sehr bereuen... Ihre Herrschaft ist  
sehr aufgebracht über Sie!“

„Ach, es ist schon der Mühe werth, weil ich den  
Kopfspuß der dicken Araberin ein Bißchen eingeneßt  
habe... es ist kein Schaden, wenn ihre Haare davon  
wachsen... sie sind ohnehin so schön... drei armselige  
Schlickchen hat sie, wie Cadet-Kouffel!“

„Wollen Sie schweigen, Franz... wenn man Sie  
hören würde!... Kurz, ich habe Ihre Verzeihung bei  
der Herrschaft ausgewirkt und Sie dürfen bei Tische  
aufwarten.“

„Ach, daran liegt mir Nichts... ich thue es, damit  
ich bei Ihnen sein darf, Mamselle Zifine!“

Bei diesen Worten hatte Herr Franz Zifinen mit  
seinen beiden dicken Händen um die Hüften gefaßt  
und diese schrie: „Ei, Herr Franz, was fällt Ihnen  
ein?... was heißt das?“

„Das ist eine Freude... davon wollen wir jetzt  
sprechen!“

„Wollen Sie ein Ende machen... ist es auch er-  
laubt, Einen so anzurühren?... das ist verboten!“

„Bah, verboten... warum darf denn der alte  
Geck, unser Patron, immer seine Hände darauf  
haben?“

„Wie? Herr Franz, Sie wagen zu behaupten...“

„Poß Kuckuk! ich werde es wohl nicht gesehen  
haben... und sein Sohn auch... und sein Neffe auch,

wenn er kommt . . . und dessen Freund auch . . . ich mache es eben wie die!"

Es war Mamselle Fifine endlich gelungen, sich aus Franzens Armen zu befreien und sie schrie, während sie davon lief: „Es ist fürchterlich, Franz, Sie sind betrunken, Sie sind betrunken! . . . das ist schön, wenn man bei Tisch serviren soll . . . und doch muß es sein, weil wir Niemand sonst haben . . . gehen Sie in die Küche und trinken Sie Kaffee . . . suchen Sie sich ein Bißchen nüchtern zu machen und bestreben Sie sich, bei Tisch ordentlich aufzuwarten.“

Herr Franz hatte der Anweisung der Kammerzofe Folge leisten wollen. Er war in die Küche herunter gegangen; aber dort hatte er statt des Kaffee's Rum gefunden, der zu einer Gelée verwendet werden sollte; von diesem hatte er die Hälfte dessen, was in dem Geschirr war, ausgetrunken, dann hatte er sich umgesehen, um Etwas zu finden, womit er dasselbe wieder auffüllen könne. Er bemerkte eine Tasse Bouillon, die vor ihm stand. Die Abwesenheit der Köchin benützend, hatte er die Bouillon zu dem übrigen Rum hineingeschüttet und für sich hin gesagt: „Ich weiß zwar nicht, was das ist, aber es hat die nämliche Farbe, das ist die Hauptsache.“

Als er die Köchin hatte herbeieilen sehen, hatte er geschwind einige Ragouts, wie es ihm in die Hände kam, gesalzen, gepfeffert und gezuckert, und dann zu derselben gesagt: „Ich habe Ihnen ein Bißchen geholfen.“

Die Köchin hatte den neuen Gehülften, der Un-

ordnung in ihre Casserolen hineinbrachte, augenblicklich aus der Küche hinausgejagt, und nun hatte sich Franz erst im Vorzimmer aufgestellt, wo wir gesehen haben, wie er Friedrich und seinen Freund angemeldet hat.

„Ich glaube, dieser Bediente ist betrunken,“ sagt Madame Marmodin leise zu Friedrich.

„Ich glaube es auch, aber man muß Nichts sagen ... das wird lustig ... er wird gewiß ein paar köstliche Scenen herbeiführen.“

„Fränzchen, Fränzchen! ... ich rufe Dir schon lange, Du sollst mir die Oliven herübergeben,“ schreit Herr Marmodin mit ärgerlichem Tone, weil er gesehen hat, daß Friedrich leise mit seiner Frau sprach.

Aber Fränzchen, die wenig auf die Worte ihres Mannes achtet, schickt ihm die Kettige und sagt: „Is nicht zu viel davon, sie sind schädlich!“

„Sie hört nicht mehr, was ich sage,“ murmelt der Gelehrte, sich gegen den Schriftsteller kehrend. „O, die Weiber, die Weiber! ... Erinnern Sie sich, was Tertullius über dieses leichtsinnige Geschlecht sagt, Mondigo?“

Mondigo, der seine Suppe abgeessen hat, kehrt sich gegen Marmodin und sagt: „Sie wissen, daß ich meine Entwicklung abgeändert habe: ich endige mit einer Citrone statt mit einer Pomeranze ... Sie werden mir entgegen halten, das sei auch eine südlische Frucht! ... aber Sie sollen hören, wie ich diese Veränderung benützt habe! ... Ach, ich glaube, Sie kennen mein Stück noch nicht ...“

„Doch, doch!“

„Ich will es Ihnen heute Abend erzählen.“

„Fränzchen! hm!... die Oliven ... sie hört mich wahrhaftig nicht.“

„Franz, habt Ihr meinen Stuhl bald genug hin und hergeschoben?“ fragt Herr St. Godibert, sich nach seinem Bedienten kehrend. „Was macht Ihr da? Servirt doch den Madeira und erinnert Euch meiner Befehle!“

„O ja, Herr, ich kenne meine Instruktion.“

Franz nähert sich jedem Gaste mit der Madeira-Flasche unter dem Arme. Er hat schon zwei Personen eingeschenkt, die wenig genommen haben; Herr Candrillon sagt aber, statt sein Glas zu erheben, als der Bediente einzuschenken aufhört, zu demselben: „Nun, mach' doch... warum hältst Du inne, mein Junge? fülle doch mein Glas, ich trinke diesen Wein gerne!“

„Nein,“ entgegnet Franz sich entfernend; „Sie bekommen bloß zwei Drittheile, mehr nicht, es ist vorgeschrieben!“

„Was schwätzt der Pinsel da?“ ruft Herr Candrillon lachend ans. „St. Godibert, Ihr Bediente weigert sich, mir Madeira einzuschenken. Er behauptet, ich habe genug an diesem... er fürchtet wahrscheinlich, er bekomme mir schlecht.“

„Wie? was ist das?“ schreit Herr St. Godibert, indem er sich seinem Diener durch Blicke und Zeichen verständlich zu machen sucht. „Franz, schenkt doch Herrn Candrillon Madeira ein!“

„Durchaus nicht,“ entgegnet Franz, weiter gehend;

„der Herr hat schon seinen Theil... ich erinnere mich Ihrer Befehle. Sie haben mir aufgetragen, so wenig als möglich von Ihrem Madeira herzugeben und nie mehr als zwei Drittheile des Glases zu füllen ... das ist ganz bestimmt wahr.“

Die Gesellschaft machte sonderbare Gesichter; man hörte sogar Einige in's Nastuch lachen, während Herr St. Godibert, der purpurroth geworden ist, ausruft: „Welches Vieh, welcher Esel ist dieser Bediente! ... er versteht Alles falsch! ... Ich habe ihm im Gegentheil genau befohlen, so viel als möglich einzuschicken. Glücklicher Weise kennt man meine Manier, zu bewirthen!“

„Ja, ja,“ sagt der Better Brouillard, Franz sein Glas haltend, „o, wir wissen, was wir davon zu halten haben! ... Vorwärts, Franz, Euer Herr hat gesagt, Ihr sollt so viel als möglich einschicken.“

„Ach was!“ brummt Franz, „jetzt sagt er so, vorher hat er aber nicht so gesagt.“

Isfine geht hinter Franz hin, zieht ihn an seiner Jacke und sagt ganz leise zu ihm: „Still, Franz, Sie sind betrunken! ... Sie werden sich um den Dienst bringen!“

Allein Franz zuckt die Achseln und geht immer mit seiner Madeirafflasche auf und ab.

„Ich weiß, was ich thue... man hat mir Instruktionen gegeben ... wenn man jetzt das Gegentheil sagt, so werde ich confus!“

„Serviret Fräulein Soufflat! serviret Fräulein

Soufflat!" schreit Herr St. Godibert, der gern hätte, daß man nicht mehr auf seinen Bedienten hörte.

"Ich habe die Ehre, auf Ihre Gesundheit zu trinken!" sagt der Major Krauteberg, sich gegen die Herrin des Hauses kehrend.

"Ach, Herr Major, ich danke Ihnen!... Aber Herr Roquet spricht Nichts... wünschen Sie Etwas, Herr Roquet?"

Herr Roquet, der auch ein wenig beleidigt ist, weil man ihn nicht neben die Herrin des Hauses gesetzt hat, antwortet, indem er zu gleicher Zeit auf eine Platte mit Fischen und eine mit Geflügel hinblickt: "Madame, Sie sind sehr gütig... ich bin so frei und nehme von diesem..."

Und Madame St. Godibert schickte Herrn Roquet, der Geflügel gewollt hat, augenblicklich die Platte mit den Fischen hinunter.

Nachdem Franz mit seiner Madeirarunde fertig ist, stellt er sich wieder hinter seines Herrn Stuhl und balancirt an demselben hin und her, aber Herr St. Godibert wagt es nicht, Etwas zu sagen, aus Furcht, der Betrunkene begehe wieder irgend eine Dummheit. Der Better Brouillard jedoch, der entzückt ist, Franz benützen zu können, winkt ihm von fern, er wolle mit ihm sprechen, und als der Bediente neben ihm steht, sagt er sehr laut zu ihm: "Franz, gebet mir doch frisches Brod... das ist höllisch altgebacken und ich mag das altgebackene Brod nicht."

"Frisches Brod," erwiedert Franz lachend, "ah, wir sind nicht so dumm!... Sie würden zu viel

essen . . . wir haben keines . . . der Herr hat es verboten!"

"Mein Gott, welche Geduld muß man mit diesem Dummkopf haben!" schreit Herr St. Godibert; „er hat heute Alles, absolut Alles verkehrt verstanden! . . . Ich wollte ihn vor dem Essen aus dem Dienste jagen, ich hätte besser daran gethan . . . ich habe sogar gezankt, daß man kein neugebackenes Brod geholt hat!"

"Beruhigen Sie sich, mein lieber Herr St. Godibert," sagt Derneſty, „man merkt wohl, daß Ihr Bediente nicht recht bei Vernunft ist! . . . Das Beste ist, man lacht über seine Einfaltspinselien."

"Ja," sagt Angelika, ihrem Nachbar zulächelnd, „Herr Derneſty hat vollkommen Recht: man muß darüber lachen und weiter Nichts!"

"Für Fräulein Soufflat!" schreit der Amphytryon, servirend. „Mein Sohn, ich hoffe, daß Du dafür sorgst, daß Fräulein Soufflat Nichts abgeht?"

Julian erwiedert einige Worte, die man nicht versteht.

"O, Ihr Onkel hat bestimmt Absichten mit seinem Sohne und Fräulein Soufflat," sagt Madame Marmodin zu Friedrich.

"Ich fürchte es für meinen armen Better!"

"Fürchten? das Fräulein ist ja sehr reich."

"Ja . . . aber betrachten Sie doch ihre Nase . . . man würde darauf schwören, sie sei falsch!"

"Ha, ha! wie unartig Sie sind!"

"Ich glaube, es würde ihr recht sein, wenn sie

falsch wäre; unglücklicher Weise ist es aber eine höchst lebendige Erscheinung.“

„Fränzchen, Fränzchen! gib mir das Salz herüber,“ sagt Herr Marmodin mit einer vor Eifersucht fast erstickten Stimme.

„Ei, lieber Gott, mein Freund, Sie haben ja eine Salzbüchse vor sich; ist's an der nicht genug? Haben die Römer so wahnsinnig gesalzen?“

„Ich weiß nicht, ob Franz betrunken ist,“ sagt Brouillard, sich an einen seiner Nachbarn wendend, „aber Thatsache ist, daß es abscheulich ist, uns dreitägiges Brod aufzutischen. Schau! diese Hahnenfricassée ist gezuckert. . . sie ist bei Gott gezuckert. . . es schmeckt gar nicht gut.“

„Ich nehme mir die Freiheit, auf Ihre Gesundheit zu trinken,“ sagt der Major Krauteberg mit einer Verbeugung gegen seine Nachbarin.

„Meinen tausendfachen Dank, Major! . . . Herr Derneſty, Sie trinken nicht?“

„Entschuldigen Sie, meine schöne Nachbarin, aber man muß sich zusammenehmen. Alle Ihre Weine sind so vortrefflich, Sie bewirthen uns so ausgezeichnet, man könnte glauben, man befinde sich an der Tafel eines Ministers.“

„Ach, Herr Derneſty!“

Herr St. Godibert, der diese Worte gehört hat, fennt sich nicht mehr vor Freude; er schickt Derneſty sogleich eine Platte mit Trüffeln zu und ruft: „Für Fräulein Soufflat!“

„Ach, Sie wünschen, daß ich dieses dem Fräulein

Soufflat hinuntergebe?" sagt Derneſty; „augenblicklich . . .“

„Nein, nein, mein lieber Derneſty, ich habe mich geirrt . . . Ihnen, Ihnen ſelbſt war es zugeſagt . . . Fräulein Soufflat iſt ſchon bedient; ich kann ihr aber noch mehr anbieten. Mein Sohn, ſorgſt Du auch für Fräulein Soufflat?“

„Ja, Vater.“

„Poß Kuckuck,“ ſagt Herr Candrillon, „wenn das Fräulein Alles iſt, was man ihr hinunter gibt, ſo muß ſie allmählig den Bauch voll haben.“

„Ach, mein Gott! was hat Candrillon eben wieder geſagt?“ murmelt die dickeleibige Angelika, den Major anblickend.

„Ich habe es nicht recht gehört!“ erwiedert der Major; „hat er nicht von einer kleinen Hündin geſprochen, die den Bauch voll haben ſoll?“

„Still, ſtill, Herr von Krauteberg, kein Wort mehr über dieſen Gegenſtand, oder es wird mir ohnmächtig!“

„Poß Tausend! das iſt eine Gelée, die merkwürdig ſchmeckt,“ ſagt Herr Brouillard mit einer Grimaffe; „Beter, ſagen Sie mir gefälligſt, was iſt denn das für eine Gelée?“

„Eine Rum-Gelée ohne Zweifel; ich habe eine Köchin, die eine wahre Künſtlerin iſt . . . ſie war in den Küchen des Lord Wellington . . . ſie bereitet die ſüßen Seiſen auf's Vortrefflichſte zu; ſie macht die Puddings wie an der Themſe.“

„Dann glaube ich nicht, daß ſie dieſe gemacht

hat," sagt Brouillard zu seinen Nachbarn. „Versuchen Sie sie doch, meine Herren: das ist eine Gelée von Ueberbleibseln!“

„Dem Fräulein Soufflat!“ schreit Herr St. Godibert, zum zweiten Mal von der Rum-Gelée servirend; aber Fräulein Soufflat schlägt sie aus: sie hat wie Jedermann die Gelée auf dem Teller liegen lassen. Selbst Madame Godibert ruft aus: „Das ist sonderbar, es ist nicht so gut wie sonst!“

„Nicht so gut? Sie sind artig, Cousine; das heißt, diese Gelée hätte eher zu einem Schinken getaugt als zu einer süßen Speise.“

„Ich denke, Franz werde sich in der Küche zu schaffen gemacht haben," sagt Friedrich zu seinen Nachbarinnen. „Schauen Sie, sehen Sie ihn einmal an: der Schelm verstet fast vor Lachen, während wir die Gelée versuchen!“

Herr Franz, der jeden Gast beim Verkosten der Gelée eine Grimasse machen sah, erinnerte sich, was er in der Küche mit dem Rum angestellt hatte und rüttelte den Stuhl seines Herrn wie besessen, indem er sich seiner Heiterkeit überließ.

Herr St. Godibert hatte große Lust aufzustehen und seinen Bedienten aus dem Saale hinauszujagen, aber das würde einen Auftritt gegeben haben, und da Franz in einem Zustande war, wo er Alles gesagt hätte, was ihm in den Kopf gekommen wäre, so hielt er es für klüger, nicht auf ihn zu achten; deshalb ließ der Herr des Hauses seinen Bedienten während des ganzen Essens hinter seinem Stuhle herumgau-

keln und schenkte ihm scheinbar gar keine Aufmerksamkeit.

„Da die Gelee mißrathen ist, wollen wir die russische Scharlotte versuchen,“ sagt Herr St. Godibert, auf's Neue herauschöpfend. „Hier, Candrillon, nehmen Sie diesen Teller.“

„Teufel, Teufel! Sie haben mich schon dermaßen vollgestopft... ich weiß nicht, ob ich es im Stande sein werde...“

„Wie, mein lieber Candrillon, Sie halten sonst Stand bei Tische... sollte es wirklich nicht mehr gehen?“

„Hm! hören Sie, es geht wohl hinein, aber wie wieder heraus?... Ha, ha, ha!“

Dieser Scherz des Herrn Candrillon scheint einen sonderbaren Eindruck auf die Gesellschaft zu machen. Die Damen beißen sich in die Lippen und verziehen das Gesicht; die Männer wagen einige o, o! Herr Mondigo betrachtet seinen Nachbar, den Gelehrten, und sagt zu ihm: „Wenn ich solche Worte in meinen Stücken brächte, würde sie, glaub' ich, die Censur freichen.“

Friedrich lacht allein überlaut und Madame Mar-modin hat große Lust, es ihm nachzumachen.

Was Madame St. Godibert anbetrifft, so erhebt sie die Augen gen Himmel, als ob sie in Thränen zerfließen wollte und ruft aus: „Wasser, Major; ich bitte, schenken Sie mir ein Glas Wasser ein.“

## Fünftes Kapitel.

Vater Savenay. — Die Soirée.

Nach einer Weile sagt der Eisenbahn-Unternehmer, wie er Mamselle Fifine um den Tisch herum beschäftigt sieht, zu seinem Wirth: „Wenn Sie auch einen Esel von Bedienten haben, lieber St. Godibert, so haben Sie dagegen eine sehr artige Kammerzofe, die ihr Geschäft recht gut zu verstehen scheint . . . so muß ich mir auch eine einthun, die wäre recht für einen Junggesellen.“

„Ja, ja,“ antwortet der Amphitryon, fügt aber, da er nicht wünscht, daß Herr Candrillon über Mamselle Fifine scherze, rasch hinzu: „Ei, Capitalist, wie steht es mit den Geschäften . . . was gibt es Neues? . . . Sie, der Mann der Unternehmungen, haben sicher eine im Gang.“

„Meiner Seel! in diesem Augenblicke nicht . . . ich ruhe aus . . . ich warte eine gute Gelegenheit ab! . . . Da Sie aber von Geschäften sprechen, so will ich Sie auch an den wackern Mann aus meinem Departement erinnern, den ich vor einiger Zeit an Sie gewiesen habe, Sie sagen mir gar Nichts von ihm; was macht der Vater Savenay?“

„Der Vater Savenay? wer ist das?“

„Ein braver Mann vom Lande, der lange Zeit die Bücher und Schreibereien eines Hammerschmiede-Besizers in der Gegend von Remours besorgte, wo ich mich Sommers aufhalte, da ich dort viele Güter

habe. Vor einigen Monaten fiel ihm ganz unerwartet eine recht hübsche Erbschaft zu: er wurde mit einem Male Herr von sechszigtausend Franken! ... Für Jemand, der weiter keinen Ehrgeiz hat und bloß seine Laufbahn ruhig beschließen will, ist das ein Vermögen. Vater Savenay ist mehr als sechzig Jahre alt, er hat genug gearbeitet, um auszuruhen, daher kündigte er dem Hammerschmiedmeister seine Stelle auf und kam mit seinen sechszigtausend Franken zu mir."

"„Herr Candrillon,“ sagte er, „Sie verstehen die Geldgeschäfte und das Anlegen der Capitalien . . . hier sind die meinigen, übernehmen Sie dieselben und zahlen Sie mir den Zins daraus, oder wenn nicht, so rathen Sie mir wenigstens, wie ich mein Geld mit Nutzen unterbringen soll.“

"„Ich, der in diesem Augenblicke selbst nicht weiß, was ich mit meinen Capitalien anfangen soll, antwortete dem Vater Savenay: „Mein Freund, ich kann Ihr Geld nicht nehmen, weil ich selbst schon genug da liegen habe, welches sich nicht verzinst; aber wenn Sie nach Paris gehen wollen, so will ich Sie an einen meiner Freunde, Herrn St. Godibert, adressiren: er ist Bankier und ein solider, vorsichtiger Mann; er wird Ihr Geld annehmen und Ihnen die Prozente daraus bezahlen. Sie könnten sogar in Paris bleiben, wo Sie mit Ihrem kleinen Vermögen recht glücklich leben und sich tausenderlei Annehmlichkeiten verschaffen könnten.“

"„Der gute Mann dankte mir viel Mal und ver-

sicherte mich, ich hätte ihn auf einen guten Gedanken gebracht, er werde wenigstens den Winter über in Paris bleiben. Ich gab ihm also Ihre Adresse mit einem Empfehlungsschreiben an Sie und einige Tage darauf nahm er Abschied von mir. Er hatte ein eigenes Reitpferdchen, lud sein Gepäck darauf, trug sein Vermögen in einer Briestafche mit und machte sich so in kleinen Tagreisen nach Paris auf."

"Wohlan, mein lieber Candrillon, ich kann Sie versichern, daß ich von diesem Herrn Savenay weder Etwas gehört noch gesehen habe... von Ihnen rekommandirt hätte ich ihm sicher Aufmerksamkeit gewidmet, ihn sogar mit Auszeichnung behandelt!... Haben Sie ihm auch wirklich meine Adresse hier gegeben?"

"O, ganz genau!... Poß Teufel! Sie versehen mich in Staunen... in Sorgen sogar. Einige Zeit darauf mußte ich in Geschäften nach Lyon reisen, kam über Paris... aber meiner Treu! man hat so viel im Kopfe, wenn man große Capitalien anzulegen hat, Sie werden das begreifen... ich vergaß meinen alten Vater Savenay ganz."

"Das begreife ich vollkommen!... Und Sie sagen, der brave Mann habe den Weg nach Paris eingeschlagen?"

"Vor zwei Monaton ungefähr... vielleicht auch einige Tage mehr... habe ich ihn in Remours abreisen sehen."

Dann müßte er seinen Weg in sehr kleinen Tag-

reisen zurückgelegt haben, wenn er in zwei Monaten nicht neunzehn Stunden gemacht hätte, denn mehr sind es von Remours nicht."

"Nicht einmal ganz neunzehn Stunden. O, es muß dem armen Vater Savenay unterwegs irgend ein Unfall begegnet sein!"

"Er ist vielleicht bestohlen oder ermordet worden! . . . Man hat wahrscheinlich erfahren, daß er eine beträchtliche Summe Geldes bei sich hatte . . . es ist sehr unklug von einem Greis, mit sechszigtausend Franken in der Tasche zu Pferd zu reisen."

"Das habe ich auch zu dem Vater Savenay gesagt. Aber er, der Alles im rosigen Lichte betrachtet, hat mir lachend erwidert: 'Sehe ich in meinem ländlichen Anzuge einem reichen Manne gleich? Es wird mir Nichts geschehen, es hat keine Gefahr und außerdem werde ich bloß bei Tag reisen; sobald es dunkel wird, kehre ich in einem Gasthof oder bei Bauersleuten ein.' Damit reiste er seelenvergnügt fort . . . der arme Mann! . . . Sapperment, ich würde untröstlich sein, wenn ihm ein Unglück begegnet wäre, denn ich habe ihm den Rath gegeben, nach Paris zu gehen! . . . Gleich morgen fahre ich nach Remours, um mich nach ihm zu erkundigen, und auch hier muß ich mich auf Kundschaft legen, wenn ich gleich nicht weiß wo . . . einerlei, ich werde Schritte thun! . . . Was Teufels! ein Mensch kann nicht nur so verschwinden, ohne daß man weiß, wo er hinkommt."

Diese Geschichte hatte alle Nebengespräche unterbrochen; Jedermann hatte ihr Aufmerksamkeit ge-

schenkt, und als Herr Candrillon zu sprechen aufgehört hat, herrscht eine lange Stille unter der Gesellschaft; es scheint, als ob die Heiterkeit und die gute Laune von den Anwesenden gewichen wäre, seit von dem Vater Savenay die Rede war.

Herr St. Godibert thut sein Möglichstes, um die Unterhaltung wieder zu beleben. Man trägt den Nachtisch auf, Franz bringt den Champagner und bietet sich an, die Flaschen zu öffnen, aber man untersagt ihm streng, eine derselben anzurühren. Endlich bringt der sprudelnde Schaum die Munterkeit und den Frohsinn wieder zurück. Der Major Krautberg hebt sein Glas in die Höhe und bringt die Gesundheit der Gebieterin des Hauses aus; ein solcher Vorschlag muß immer Anklang finden. Herr St. Godibert beeilt sich, einen Toast auf Fräulein Soufflat auszubringen; und Herr Brouillard murmelt dann so laut, daß es von Jedermann gehört werden kann: „Warum müssen wir denn Fräulein Soufflat leben lassen? Was sind wir diesem Frauenzimmer schuldig? Müssen wir ihrer Nase wegen diese Höflichkeit gegen sie an den Tag legen?... Ich werde jetzt einen Toast auf meine Portière ausbringen.“

Herr Candrillon, der nicht zurückbleiben will, trinkt auf die weitere Ausdehnung der Eisenbahnen, das Gelingen seiner Unternehmungen, die Ergiebigkeit eines Steinbruches, den er ausgraben laßt, und auf einen artesischen Brunnen, den er irgendwo bohren lassen will.

Und der Vetter Brouillard sagt zu seinen Nach-

barn: „Der genirt sich auch wenig . . . er trinkt auf seine Angelegenheiten und heist das einen Toast ausbringen! . . . Was geht uns sein Steinbruch und sein Springbrunnen an? Das ist wahrhaftig komisch! . . . Meine Herren, ich habe Hühneraugen an den Füßen, die mir bedeutende Schmerzen verursachen . . . ich schlage vor, auf ihre gänzliche Ausrottung zu trinken!“

Aber ehe die neben Herrn Brouillard sitzenden Personen auf diesen Vorschlag geantwortet haben, hat Madame Godibert durch das Aufstehen vom Tische das Zeichen zur Rückkehr in den Saal gegeben.

Dort bilden sich die Gruppen von Neuem: Dernefty sucht die schmachtende Clementine wieder auf; Mondigo bemächtigt sich Doguins, mit welchem sich aus bekannten Gründen Niemand unterhalten will; aber ein Schriftsteller, dem Etwas daran liegt, den Plan seines Stückes zu erzählen, ist im Stande, über manche kleine Unannehmlichkeit wegzusehen und dieses ist bei Herrn Godiberts Bruder der Fall, welcher sich an Herrn Doguin wendet.

Der junge Julian fühlt sich aufleben, seit er sich nicht mehr an der Seite des Fräuleins Soufflat weiß, die ihn während des ganzen Essens nicht aus den Augen gelassen hat.

Herr Marmodin, welcher sich mit Herrn Villarsec in eine weitläufige Erörterung über den Kaffee eingelassen hat, der seiner Behauptung nach bei den Römern unter dem Namen Hypocras bekannt war, bemerkt nicht, daß der verführerische Friedrich bei seiner

Frau sitzt und sogar sehr lebhaft und aufgereggt mit dieser zu sprechen scheint.

Es ist in der That selten der Fall, daß nach einem großen Essen alle Köpfe ihre gewöhnliche Ruhe und Kaltblütigkeit beibehalten haben: die durch feine Weine erhitzten Geister nehmen ihren Aufschwung und beobachten die Schranken weniger. Der Nefte des Herrn St. Godibert brauchte keinen Champagner getrunken zu haben, um gegenüber von den Schönen kühn zu sein; in diesem Augenblick scheint er aber noch unternehmender als gewöhnlich. Er blickt das hübsche Fränzchen zärtlich an, indem er sagt: Wie, Madame, Sie wollen mich also nicht lieben?"

„Ha, ha! das ist eine sonderbare Frage.“

„Im Gegentheil, eine sehr natürliche. Ich habe Ihnen gesagt, ich bete Sie an... es ist also sehr einfach, daß ich Gegenliebe verlange!“

„Aber ich habe Sie gar nicht ersucht, mich anzubeten und bin deshalb gar keine Erwiederung schuldig.“

„Wie grausam sind Sie!... Mich so zu behandeln... während ich schon so lange nach Ihnen schmachte!“

„Ach was! Sie schmachten immer... das ist Ihre Beschäftigung... Sie haben es selbst einmal gesagt. Auch denke ich deshalb, ich sei nur im Allgemeinen mit inbegriffen.“

„Wie böseartig sind Sie!... Eine so wahre und so zärtliche Liebe zu verhöhnen!“

„O, ich bitte, schweigen Sie! Was würde man von mir denken, wenn man Sie hörte?“

„Diese Leute kümmern sich Alle um sich selbst und nicht um uns.“

„Und mein Mann dort, der mich sammt Ihnen umbrächte, wenn er wüßte, welcher Gegenstand uns zum Gespräch diene?“

„Ihr Mann... o, zu dem sage ich: Ruckuf heiße cuculus auf Lateinisch, werde aber nur mit einem I geschrieben, dann ist er entzückt über mich und wird mich einladen, ihn zu besuchen, und ich stehe Ihnen dafür, ich mache von der Einladung Gebrauch.“

„Nein, nein!... o, ich rathe Ihnen nicht, mit meinem Mann von Ruckuf zu sprechen. Ich glaube nicht, daß das ein Mittel wäre, wodurch Sie sich Zutritt in unser Haus verschafften.“

„Sie wollen mir also nicht einige Hoffnung machen?“

„Wozu denn?“

„Sie wollen Ihrem Manne treu bleiben?“

„O, welche Frage!... Woran denken Sie, Herr Friedrich?“

„An Sie.“

„Ja, in diesem Augenblick vielleicht; aber morgen oder in einer Stunde...“

„An Sie, immer an Sie.“

Madame Marmodin scheint ergriffen und trotz ihres leichtsinnigen Wesens mit der Antwort verlegen. Aber Herr Brouillard, der Alles beobachtet, was vorgeht und die lebhafteste Unterredung zwischen Fränzchen und Friedrich bemerkt hat, nähert sich sachte dem Gemahl der jungen Dame und sagt, ihn beim Arme

nehmend, zu ihm: „Herr Marmodin, hatte Ihre Frau Gemahlin nicht eine Blume in den Haaren?... Ich habe geglaubt, eine Rose an ihr gesehen zu haben, und jetzt sehe ich diese nicht mehr... hat sie vielleicht ihre Blume verloren?“

Herr Marmodin, welcher, als er sich umwendet, den schönen Friedrich eifrig mit seiner Frau sprechen und diese mit bewegter Miene zuhören sieht, stürzt sich augenblicklich zwischen Beide, indem er Herrn Brouillard antwortet: „Ja, ja, Sie haben Recht... sie ist im Begriff, Etwas zu verlieren... es ist periculum in mora... ich glaube, ich habe Zeit, dazwischen zu treten.“

Die Gegenwart des Gatten macht natürlich dem Gespräche Fränzchens mit Friedrich ein Ende. Nach einigen mit Herrn Marmodin gewechselten Worten die gar keinen Bezug auf das haben, was Friedrich mit der Frau desselben gesprochen hat, begibt sich Friedrich in einen andern Theil des Saales, wo sich sein Vetter Julian und Herr Richard befinden, der eben angekommen ist und gerade zu dem Sohn des Hauses sagt: „Poß Teufel! so viel es scheint, haben Sie heute viel Leute bei Tische?“

„Ja!“

„Und mich ladet man auf den Abend ein... das ist angenehm... man kann doch sehen, wie andere Leute verdauen.“

„Hören Sie, mein Lieber, wenn man bei einem Essen alle seine Bekannten und außer diesen noch die Freunde und Bekannte seines Sohnes einladen wollte,

so müßte man, statt die Gäste bei sich zu bewirthen, eine Tafel auf dem Marsfelde oder auf dem Caroussellplatz decken lassen."

"Wahrhaftig, Sie werden lustig."

"Ach, da ist ja der liebe Richard!" ruft Friedrich, dem Neuangekommenen die Hand schüttelnd, aus. "Wie gefällt Dir dieser Salon? nicht wahr, er ist recht hübsch? Bist Du schon bei meinem Onkel gewesen, seit er in diesem Hause wohnt? Nicht wahr, ihr seid noch keine drei Monate da, Julian?"

"Nein, noch nicht ganz."

"Ich bin noch nie hier gewesen," antwortet Herr Richard. "Ja, es ist prächtig... sehr elegant dekoriert!... So viel es scheint, macht Dein Onkel immer gute Geschäfte... und gibt sehr schöne Gastmahl."

"Ja, er verdient viel; ich habe ihn aufgefordert, jetzt Gesellschaften und Gäste einzuladen, da dieses sehr vornehm sei... Du bist doch nicht böse darüber, Julian?"

"Nein, wenn man mich bei Tische nicht neben Fräulein Soufflat setzt."

"Ach, mein Lieber, Dein Vater hat Absichten, das merkt man! Bedenke doch, zweimalhunderttausend Franken Mitgift sind in Erwägung zu ziehen!"

"Würdest Du diese Nase für zweimalhunderttausend Franken nehmen?"

"Um! ich weiß nicht, vielleicht wohl; denn im Ganzen genommen ist man nicht genöthigt, die Nase seiner Frau oft zu betrachten; man kann sich schief oder neben sie setzen!"

„Ich will sie nicht, auch von der Seite nicht!“

„Besser, zweimalhunderttausend Franken sind doch sehr hübsch; ich würde doch Manches thun, um diese zu erlangen.“

„Wohlan, bewirb Dich darum, heirathe Fräulein Soufflat!“

O, ich will keine Händel mit meinem Onkel... und man wollte mich auch nicht: ich bin kein reicher Erbe!“

„Nun, meine Herren, wovon ist die Rede?“ fragt Verneſty, welcher sich auch von Elementinen entfernt hat, weil ihr Mann zu ihr her kam, und sich jetzt zu den drei jungen Leuten gesellt. „Ah, guten Abend, Richard, geht's gut?“

„Ja, ganz gut... Sie sind also wieder von England zurück?“

„Ja, seit ungefähr vierzehn Tagen.“

„Sie sind nicht lange dort geblieben?“

„Einige Monate... ungefähr fünf Wochen... Wovon haben Sie denn gesprochen, meine Herren?“

„Von der Nase.“

„Wie, von der Nase?“

„Von Fräulein Soufflats Nase. Wie findest Du sie?“

„Wunderschön! ich habe nie eine ähnliche gesehen! es wäre der Mühe werth, sie im Naturalienkabinet aufzubewahren, wenn die Eigenthümerin damit einverstanden wäre, sich von derselben zu trennen.“

„Ei, meine Herren, die hübschen Frauenzimmer sind keine so gewöhnlichen Dinge, als man glaubt!“

„Auch sind sie sehr gesucht auf der Börse.“

„Sie tragen übrigens nicht viel ein.“

„Hm! es gibt auch solche, die viel eintragen, ich versichere euch.“

„Hören Sie, meine Herren,“ sagt Richard, „Scherz bei Seite, es sind viele Damen in diesem Saale, können Sie mir aber eine vollkommene Schönheit darunter zeigen... ich bezweifle es.“

„Poß Teufel! Richard, Sie sind schwer zu befriedigen,“ entgegnet Derneſty; „es sind sehr hübsche Damen hier... erstens Madame Mondigo.“

„Ja, das ist im Ganzen genommen eine recht hübsche Frau, aber sie ist zu blaß, zu blond... betrachten Sie ihre Züge einen nach dem andern, so werden Sie keinen tadellos finden.“

„Ich wollte, das Ganze wäre mein.“

„Madame Marmodin ist auch recht artig,“ sagt Friedrich; „ich wette, es gibt keinen einzigen Mann, dem sie nicht gefällt.“

„Artig, so lang Sie wollen... artig ihrer Physionomie, ihrer feinen Gesichtszüge wegen, aber sie ist keine Schönheit.“

„O! aber bei Gelegenheit der Schönheit,“ ruft Friedrich aus, „sag' mir einmal, Richard, was Du mit dem jungen Mädchen angefangen hast, mit der wir von Orleans her auf der Eisenbahn gefahren sind?... Ach, meine Herren, ich bekenne, diese übertraf Alles, was wir hier sehen... Du hast sie auch gesehen, Julian: ich meine das junge Mädchen, welches neben Dir saß, Du mußt Dich daran erinnern.“

„Freilich erinnere ich mich an sie!“ antwortet Julian mit einem Seufzer. „O, ich habe sie nicht vergessen . . . ihr reizendes Gesicht schwebt mir immer im Geiste vor. Welche entzückenden Züge . . . welche bescheidene, tugendhafte Miene! . . . Ich hätte Alles in der Welt gegeben, um sie wiederzusehen.“

„Ja,“ sagt Herr Richard, sich um's Kinn streichelnd, „das kann man ein hübsches Frauenzimmer, eine Schönheit nennen! . . . Tadellose Züge, Jugend, Frische, feiner Wuchs, elegante Bewegungen . . . Alles war vereint.“

„Poß Tausend, meine Herren,“ sagt Verneſty, „Sie entwerfen da ein Bild, welches meine Neugierde bedeutend reizt! Das junge Mädchen war also ein Phönix, eine Perle?“

„Ja, eine echte Perle . . . o eine seltene, echte Perle!“

„Und was habt ihr mit diesem Schatze angefangen, meine Herren? Es ist nicht wohl anzunehmen, daß ihr ihn zu Drei habt entwischen lassen.“

„Ich war in der Gewalt meines Vaters und meiner Mutter, folglich nicht Herr meiner Handlungen,“ erwiedert Julian seufzend. „Ach, wenn ich das gewesen wäre!“

„Ich,“ sagt Friedrich, „hatte die Dummheit begangen, eine Liebſchaft mit einem ziemlich possierlichen Frauenzimmer zu meiner Linken anzufangen; ich war bereits gebunden und konnte nicht mehr zurücktreten . . . ich erfuhr bald, mit wem ich es zu thun hatte: meine Eroberung war ganz einfach die Geliebte eines

Haarkünstlers. Ihr werdet begreifen, daß ich sie nicht viel länger als eine Papillote behielt! . . . Die arme Irma, die sich untersteht, bis zum Wahnsinn in mich verliebt zu sein und mich überall verfolgt, wohin ich meine Schritte wende! Ich weiß gar nicht, wie ich sie wieder los werden soll."

"Also konnte sich bloß Richard mit der köstlichen Begegnung beschäftigen," versetzt Derneſty.

"Ja, meine Herren!" erwiedert Herr Richard mit zuversichtlicher Miene. "Ich war mein eigener Herr, Nichts störte mich. Ich nahm mir vor: das junge Mädchen muß mein sein . . . und ich habe es dahin gebracht."

"Wirklich, Richard? . . . O, erzählen Sie uns das doch; das junge Mädchen sah recht anständig aus . . . wie Teufel hast Du es angegriffen?"

"Der Schein trügt mich nicht, und wenn ich die Absicht habe, ein Weib zu besitzen, so gelange ich immer zum Ziele."

"Der Teufel! das klingt mir fabelhaft."

"Wohlan, Richard, erzähle uns Dein Abenteuer mit der Kleinen von der Eisenbahn."

"Mein Gott, meine Herren, das ist sehr einfach: beim Weggehen aus dem Bahnhofe bin ich der Kleinen nachgefolgt und unterwegs knüpfte ich ein Gespräch mit ihr an. Sie war zum ersten Mal in Paris, ich bot mich als ihren Führer an. Nach einigem Sträuben nahm sie sogar meinen Arm an; sie hat mich übrigens ordentlich herumtraben lassen: sie suchte Onkel, Tanten oder weiß was, deren Adressen

man ihr gegeben hatte. Sonderbar ist, daß sie mich in dieses Haus herein geführt hat. . . beim Herausgehen habe ich das Haus wieder erkannt. Kurz, ich weiß nicht, ob das nur eine erfundene Geschichte war, oder ob man ihr wirklich Adressen gegeben hatte; sie hat die Verwandten, die sie hier suchte, nicht gefunden. Dann gab es Thränen und Angst! . . . Man wußte nicht, was man in dieser Stadt, wo man Niemand kannte, anfangen und wohin man gehen sollte; überdies war auch die Nacht allmählig herein gebrochen, was noch zur weitem Schwierigkeit der Lage beitrug. Sie werden einsehen, daß mein Betragen sehr einfach vorgezeichnet war; ich tröstete und beruhigte die Jungfrau, indem ich zu ihr sagte: „Vertrauen Sie mir; ich habe eine Tante, zu der ich Sie führen will; sie wird Sie gastfreundlich aufnehmen und behandeln wie ihr Kind.“ Sie willigte ein, um so mehr, als sie nicht einen Liard Geld hatte, denn sie hatte ihre ganze Baarschaft unterwegs an Bettler und Blinde verschenkt. Ich hatte sie jedoch gewarnt und gesagt: „Sie haben Unrecht, Sie handeln unklug!“ . . . Bah! wenn sie hundert Thaler gehabt hätte, würde sie dieselben, glaub' ich, weggeschenkt haben; sie besaß übrigens nur Etwas über zwanzig Franken.“

„Die arme Kleine! . . . vollende doch.“

„Nachdem ich ihr Muth eingesprochen hatte, führte ich sie zum Nachtessen in eine Restauration. . . zu Desfieux auf dem Boulevard du Temple, wo wir's uns recht schmecken ließen.“

„Sie nahm ein Nachtessen von Dir an?“

„Das will ich meinen! mit Freuden, mit großem Vergnügen! Wir haben gegessen wie Bier und ebenso getrunken! O, ich habe mich freigebig gezeigt; das Nachtessen kostet mich mehr als fünfundzwanzig Franken. Als wir den Traiteur verließen, waren wir Beide sehr heiter. Dann führte ich die Kleine zu mir, während ich immer sagte, ich führe sie zu meiner Tante. Aber zu Hause angekommen, hat sie bald die Wahrheit errathen... nun gab es Vorwürfe... Redensarten... man hieß mich ein Ungeheuer, einen Bösewicht, einen Betrüger... aber man beruhigte sich bald und am andern Morgen nannte sie mich ihr Herzchen und ihren Engel!... Ich wußte wohl, daß die Sache so ausgehen würde.“

Beim Anhören dieser Erzählung runzelt der junge Julian die Stirne und scheint sehr geärgert, zu vernehmen, daß Herr Richard über die schöne Reisende triumphirt hat.

Friedrich schüttelt mit zweifelhafter Miene den Kopf und murmelt: „Ah, so ist es gegangen? Das wundert mich... ich hatte eine bessere Voraussetzung von dieser Kleinen.“

„Nach dem, was ich gehört habe, war Ihre Perle kein so kostbares Juwel, als Sie behaupten wollen.“

„Doch,“ schreit Richard, „es war eine Rose, eine wahrhafte Rose!“

„Die gleich einwilligte, mit Ihnen zu Nacht zu essen und nach Hause zu gehen?“

„Was hätte sie in ihrer Lage Anderes thun sollen?  
 ... Außerdem wußte ich der Kleinen zu gefallen...  
 Ihr glaubt, es könne außer euch Niemand Eroberungen  
 machen... man macht übrigens mitunter auch  
 Glück! man trifft sogar eine Auswahl...“

Dernesty wendet sich lächelnd ab. Friedrich ver-  
 setzt: „Wohlan, was hast Du mit Deiner Eroberung  
 gemacht?... Ist sie noch immer bei Dir?“

Herr Richard besinnt sich einen Augenblick, was  
 er sagen wolle, endlich entschließt er sich zu antwor-  
 ten: „Meiner Treu', meine Herren, ich muß Ihnen  
 gestehen... da ich keine Lust hatte, das junge Mäd-  
 chen bei mir zu behalten... der Schicklichkeit wegen  
 schon... und es hätte mich auch sonst genirt... ich  
 liebe vor allen Dingen meine Freiheit... so ging ich  
 am dritten Tage früh Morgens aus und kam erst  
 Abends spät wieder nach Hause. Dann fand ich  
 Niemand mehr; mein junges Mädchen war fort...  
 Gott weiß wohin! sie hatte sich ohne Zweifel gelang-  
 weilt und deshalb ihre Flucht ergriffen und seither  
 habe ich sie mit keinem Auge wieder gesehen.“

Friedrich scheint der Erzählung des häßlichen jun-  
 gen Mannes nicht viel Glauben beizumessen; Julian  
 ist über das eben Gehörte schlecht gelaunt und Der-  
 nesty ruft lachend aus:

„Auch das Schöne muß vergehen,  
 Unterliegen dem Geschick:  
 Rose lebte sie mit Rosen,  
 Einen kurzen Augenblick.“

„O, warum nicht gar! ich glaube nicht, daß sie

gestorben ist! Ich finde sie gewiß einmal in irgend einem Modewaaren- oder Pußladen wieder."

Das Gespräch der jungen Leute geht bald auf einen andern Gegenstand über. Man hatte im Salon vom Musiciren geredet und Fräulein Soufflat war an's Klavier geeilt; dann sucht ein Herr, der Abends gekommen ist und viel Geräusch bei seinem Eintritt durch sein Begrüßen, Schmeuzen und Niedersitzen gemacht und sich vor einen Spiegel gesetzt hat, in dem Speisesaal, wo er es niedergelegt, sein Instrument, welches in einen ledernen Sack eingepackt ist. Dieser Herr spielt Hoboe oder glaubt wenigstens, er könne es, und Herr St. Godibert geht mit strahlender Miene in seinem Saale auf und ab und ruft aus: „Meine Herren und meine Damen: Fräulein Soufflat wird ein Stück auf dem Fortepiano mit Begleitung der Hoboe spielen; Herr Stöpsel accompagnirt sie... er accompagnirt sie in allen Soiréen.“ Dann fügt er halblaut hinzu: „Deshalb habe ich ihn eingeladen, Fräulein Soufflat hat mich darum gebeten.“

„Das ist sehr schmeichelhaft für Herrn Stöpsel,“ sagt Herr Brouillard, „man ladet seine Hoboe ein und nicht ihn.“

Herr Soufflat, der Vater, hüpfst auch immer auf den Zehenspitzen im Saale herum; er rennt von Einem zum Andern und sagt: „Sie werden meine Tochter mit Herrn Stöpsel hören: es ist zum Entzücken! sie passen prächtig zusammen; es spielt nie Eines ohne das Andere.“

„Dann,“ versetzt Herr Brouillard, „ist dieser junge Mann der Stöpsel der Mamselle Soufflat... ich beneide seine Bestimmung keineswegs.“

Fräulein Soufflat prälu dirte auf dem Klavier, Herr Stöpsel hatte sein Instrument an den Mund gesetzt, aber es ging nicht; er schrie an Einem fort: „Geben Sie mir den Ton an... ich habe ihn nicht; ich muß den Ton haben und denselben anstimmen, sonst geht es nicht.“

Plötzlich eilt Franz, der eben Zuckerwasser im Saale servirt hat, mit einer Schale auf Herrn Stöpsel zu und präsentirt sie ihm mit den Worten: „Hier ist der Thon, mein Herr!... Sie schreien an Einem fort nach dem Thon: nehmen Sie, wenn es Ihnen beliebt.“

Der Hoboebläser ist ganz erstarrt vor Verwunderung, als er die Schale und den Thonfisch erblickt. Die ganze Gesellschaft fängt über die neue Dummheit des Bedienten zu lachen an und Herr St. Godibert ist genöthigt, böse zu werden, um den Diener zum Saale hinauszujagen, denn er will den Herrn Stöpsel durchaus zur Annahme des Thonfisches zwingen.

„Der Herr hat mehrmals den Thon begehrt,“ sagt Franz unter der Thüre, „warum will er jetzt keinen mehr? Es scheint, der Herr weiß nicht, was er will.“

Endlich ist die Ruhe wieder hergestellt: Fräulein Soufflat spielt ihr Duett mit dem Hoboisten. Das

Stück wird von dem Vater des Fräuleins und von Herrn und Madame St. Godibert wüthend applaudirt; die andern Personen haben sich mit ganz andern Dingen beschäftigt und Herr Brouillard brummt vor sich hin: „Ich habe in dem Café des Aveugles Duette gehört, die viel Aehnlichkeit mit diesem haben.“

Dann nähert sich der Better dem Schriftsteller und sagt zu demselben: „Ei, Better, Sie lassen ja ein neues Stück aufführen, so viel man hört?“

„Ja, mein lieber Brouillard, ein großes, sehr bedeutendes Werk in drei langen Akten.“

„Glauben Sie, daß es gefallen wird?“

„Ich habe allen Grund dazu... es ist die einstimmige Meinung Aller, die das Stück kennen.“

„Das soll mich freuen; dann wird es also besser gehen wie das letzte Mal!“

„Wie? was wollen Sie damit sagen?“

„Nun, ich meine, Ihr letztes Stück sei grausam ausgepiffen worden; man hat sogar nicht einmal das Ende angehört; ich erinnere mich, ich war im Theater. Es that mir herzlich leid, Sie so auspfeifen hören zu müssen. Ich sagte auch bei mir: „Ich gehe nicht mehr in seine Stücke, denn er hat kein Glück.““

Herr Mondigo, der purpurroth geworden ist, antwortet, mit Gewalt seinen Aerger unterdrückend: „Mein Better, wenn Sie bei der zweiten Aufführung desselben Stückes zugegen gewesen wären, würden Sie sehr entschädigt worden sein, denn es ging über

die Bretter wie ein Engel und wurde bis in die Wolken erhoben. Man hat dann wohl eingesehen, daß die Cabale allein an dem Auspfeifen der ersten Aufführung schuld war.“

„Ach, wirklich... bei der zweiten ging es gut?... Jetzt gehe ich nur in's Theater, wenn Ihre Stücke zum zweiten Mal aufgeführt werden.“

Herr Roquet, welcher bisher sehr wenig gesprochen hat, weil er merkt, daß man sich nicht um ihn bekümmert und ihn dieses verdriest, tritt jetzt hinzu und sagt: „Aber ich habe schon häufig die Bemerkung gemacht, mein lieber Mondigo, daß die Theaterstücke im Allgemeinen immer bei der zweiten Aufführung sehr gut gingen. Wenn ich ein Schriftsteller wäre, würde ich ein Mittel ausfindig zu machen suchen, wodurch der Tumult bei der ersten Aufführung vermieden werden könnte.“

„Ja, Sie würden mit der zweiten den Anfang machen,“ versetzt Herr Brouillard höhnisch; „das wäre sehr geschickt.“

„Still, meine Herren, still!“ ruft Herr St. Godibert aus, „Fräulein Soufflat wird singen.“

„Wird sie Herr Stöpsel auch dabei accompagniren?“ fragt Herr Brouillard.

„Nein, sie singt ein Solo.“

Fräulein Soufflat singt eine Arie, dann eine Romanze, dann ein Liedchen; sie scheint entschlossen, den ganzen Abend zu singen, und ihr Vater klettert an einem Seden hinauf und sagt mit entzückter Miene: „O! nicht wahr, sie gibt sich Mühe? Wenn sie ein-

mal an dem Klavier sitzt, bringt man sie nicht mehr davon weg; sie ist unermüdlich!"

"Aber wir sind es nicht!" murmelt Herr Brouillard. "Das ist eine Freude! Dann will ich meinen Hut holen."

Die Gesellschaft hatte indessen den Entschluß gefaßt, nicht mehr dem Fräulein zuzuhören, welches darauf bestand, immer singen zu wollen. Jedes plauderte mit seinem Nachbar. Die vier jungen Leute, welche beisammen geblieben waren, genirten sich nicht, über das Concert, das man ihnen gab, und die Anstrengungen, die Herr Soufflat machte, um seiner Tochter einen Applaus zu bewirken, zu lachen; der Punsch, der herumgereicht wurde und wovon ein Jeder ein paar Gläser getrunken hatte, vermehrte ihre Heiterkeit und Friedrich sagte zu seinem jungen Vetter: "Sieh', Julian, wie glücklich Du sein wirst! . . . eine Frau, die den ganzen Tag singt, die Du von Morgens bis Abends hören wirst."

"Und einen Schwiegervater, der immer aussieht, wie wenn er tanzen wollte."

"Es ist unmöglich, eine vergnügtere Familie zu haben."

Und es wurde ein Mal über das andere gelacht, als Herr Candrillon sich den vier jungen Leuten mit dem Ausruf näherte: "Ha der Teufel! es scheint, man ist fidel hier! Ihr macht euch lustig, ihr lachet! ich wollte, ich könnte es auch; aber es ist mir nicht möglich, ich bin nicht aufgelegt! . . . Wider meinen Willen steckt mir unaufhörlich der brave Mann im

Kopfe, von dem ich euch bei Tische erzählt habe . . . der Mann mit den sechszigtausend Franken . . . der wackere Savenay! Seit ich weiß, daß ihn Herr St. Godibert nicht gesehen hat, quält und verfolgt es mich ohne Unterlaß. Es muß ihm sicher Etwas zugestossen sein . . . aber ich werde mich auf die Rundschaft legen . . . Schritte thun! . . . Ich muß durchaus wissen, was aus dem armen guten Mann geworden ist."

Und um sich zu trösten, sucht es Herr Candrillon dem Major Krauteberg nachzuthun, der hinter den Punschtellern auf und ab geht und so oft er daran vorbeikommt, ein Glas ausleert. Der Capitalist stürzt auch ein paar Gläser hinunter und kommt dann wieder zu den jungen Leuten her; er hofft, ihre Heiterkeit werde einen günstigen Einfluß auf ihn ausüben. Aber diese haben plötzlich zu lachen aufgehört; seit Herr Candrillon von Vater Savenay mit ihnen gesprochen hat, schweigen sie und ist ihre Unterhaltung unterbrochen. Man könnte fast meinen, der dicke Capitalist habe sie mit seiner Traurigkeit angesteckt.

Nach einer Weile nehmen die Damen ihre Shawls, ihre Pelze, ihre Hüte; die Herren holen ihre Mäntel oder ihre Paletots und Gines nach dem Andern verschwindet so heimlich als möglich.

Als Fräulein Soufflat bemerkt, daß fast Niemand mehr im Saale ist, um ihr zuzuhören, entschließt sie sich, vom Klavier aufzustehen und sich ebenfalls zurückzuziehen; das Ehepaar St. Godibert begleitet sie bis zur Treppe, indem es sie mit Complimenten und

Dankfagungen überschüttet, und Herr Stöpsel, der sein Instrument wieder in seinen Behälter gethan hat, wird von Herrn St. Godibert mit einem Händedruck und von seiner Frau mit einem anmuthigen Lächeln belohnt, das die Letztere mit den Worten begleitet: „Mein Herr! Sie werden uns ein großes Vergnügen machen, wenn Sie Fräulein Soufflat, so oft sie Lust hat, bei uns zu musciren, accompagniren wollen.“

Herr Stöpsel, welchem man weder ein Glas Punsch noch ein Stückchen Kuchen aufgewartet und der etwas Besseres erwartet hat, macht einen sehr steifen Knix und nimmt sich vor, nicht wieder zu kommen.

Der Better Brouillard, welcher immer Gelegenheit findet, zwei Stunden im Vorzimmer zu verweilen, um den alten Wintermantel zu suchen, der ihm seit zehn Jahren als Ueberkleid dient, geht zuletzt und sagt: „Gute Nacht, Better, gute Nacht, Cousine! Sorgt dafür, daß Franz ein anderes Mal nicht so viele Dummheiten macht. Ich würde lieber einem Bedienten etwas mehr bezahlen, damit ich keinen so einfältigen Kerl in meinen Diensten haben müßte.“

## Sechstes Kapitel.

### Der Töpferladen.

Wir haben Rosa-Maria verlassen, wie sie sich am Arme des Desiderius Glureau beim anbrechenden

Tage von dem Café zu den feuchten Füßen und seinen Stammgästen entfernte.

Der neue Aufseher der Gassenkehrer reichte der Jungfrau, während er sie unterstützte, den Arm mit einer gewissen Achtung. Dieser Mann war stolz darauf, der Beschützer eines so hübschen Mädchens geworden zu sein, und das Zutrauen desselben schmeichelte ihm; trotz seines schofeln Anzugs, obgleich er weder Strümpfe noch Nastuch trug, wäre ihm doch kein Augenblick der Gedanke gekommen, das arme Kind zu mißbrauchen.

Aber während Rosa-Maria mit ihrem Beschützer vorwärts ging, schien sie zu zittern, ihre Zähne klapperten, Schauer durchrieselten ihre Glieder und es war ihr bisweilen, als ob sie ihre Kräfte verlassen wollten. Und doch war es erst um das Ende Septembers und das Wetter noch nicht kalt.

„Stützen Sie sich auf mich,“ sagte der Rosakopf zu der Jungfrau; „ich meine, Sie frieren, Sie schaudern.“

„Ich habe in der That sehr kalt, mein Herr, ohne zu wissen warum.“

„O, ich weiß es wohl: weil Sie unter freiem Himmel, auf der Straße, auf einer steinernen Bank geschlafen haben... das ist sehr ungesund, besonders wenn man nicht daran gewöhnt ist, und man sieht es Ihrem Wesen wohl an, daß Ihnen das etwas Neues ist.“

„O freilich, mein Herr! bei meinem Vater hatte ich es so gut in meinem kleinen Stübchen.“

„Warum haben Sie denn Ihren Vater verlassen?“

„Weil er wollte, daß ich nach Paris zu meinen reichen Onkeln gehen soll: er glaubte, ich werde glücklicher bei ihnen sein als in unserm Dorfe; aber gestern habe ich die Wohnung meiner beiden Onkel nicht finden können, obwohl man mir ihre Adressen gegeben hatte. Dann war ich sehr in Verlegenheit, die Nacht brach herein und ich bin in Paris unbekannt; es ist das erste Mal, daß ich hier bin. Ein Herr folgte mir lange... er war auch mit uns in dem Wagen auf der Eisenbahn.“

„Ach, welcher?“

„Ich glaube Der, welcher neben Ihnen saß.“

„Also Der, der mich verhinderte, eine Prise zu nehmen!... O, ich hatte große Lust, ihm im Wagen den Kopf zurechtzusetzen. Wenn wir Zwei allein gewesen wären, hätte er sicher seine Tracht bekommen, ich schwöre es Ihnen! Nun, und dieser Herr?“

„Er bot mir seinen Arm an, sagte mir, er werde mich zu einer seiner Tanten führen, die mich bis zum folgenden Tage beherbergen werde. Anfangs wollte ich nicht, denn der junge Mann flößte mir gar kein Zutrauen ein; aber ich wußte nicht, was ich anfangen sollte: es war schon spät und ich todtmüde, ich war schon so lange in Paris herumgelaufen.“

„O, das will ich glauben, Paris ist groß, sehr groß, und wenn man nicht bekannt ist, macht man oft weit mehr Wege, als nöthig ist. Fahren Sie fort, Mamselle.“

„Sind wir bald an Ort und Stelle? ... Meine Beine brechen fast unter mir zusammen.“

„Ja, Mamselle, ja ... stützen Sie sich nur festlich auf mich; fürchten Sie sich nicht, ich sehe vielleicht nicht so aus, aber ich bin stark.“

„Wohlan, ich nahm also das Anerbieten dieses Herrn an. Dann führte er mich zuerst in ein Wirthshaus, indem er sagte, er habe noch nicht zu Mittag gegessen.“

„O, das war nichts Unrechtes; man kann Hunger haben, das ist nicht verboten.“

„Ich wollte Nichts zu mir nehmen. Der Herr speiste lange und als er mit dem Essen fertig war, merkte ich an seinen Augen und seinem Gange, daß er betrunken sei.“

„Ah, sich zu betrinken war unrecht; unter Männern ist es zwar erlaubt, da kommt es vor ... aber wenn man bei Frauenzimmern ist, ist es unschicklich. Obgleich ich mich keines Mastuches bediene, hätte ich das doch nicht gethan.“

„Als wir uns aus dem Gasthause entfernt hatten, sagte der Herr unpassende Worte zu mir und wollte mich küssen; ich sah ein, daß er mein Zutrauen mißbrauchen wollte, stieß ihn zurück, brachte es dahin, mich aus seinen Armen zu befreien und ergriff die Flucht. Ich lief planlos umher, ohne zu wissen wohin ... so irrte ich lange in den Straßen herum! ... Endlich warf ich mich, von Müdigkeit erschöpft, auf die Bank, wo Sie mich gefunden haben. Ich hörte viele Stimmen in meiner Nähe, sah auch ein Licht,

aber ich hatte nicht die Kraft, mich weiter zu schleppen und war auf dem Stein, wo Sie mich getroffen, eingeschlafen."

"Armes Fräulein! Schau' mir Eines den schuftigen Zierbengel an, der mich hinderte, eine Prise zu nehmen und eine Miene machte, als ob er mich verachtete . . . der wollte Sie verführen? . . . so ein ganz häßlicher Bursche? . . . Ich bin nicht schön, gewiß nicht schön . . . ich sehe einem Kosaken gleich, es ist bei Gott wahr . . . aber dieser Hundsfott hat gar keine Aehnlichkeit mit einem Menschen: er sieht aus wie eine Kröte, eine abscheuliche Kröte! . . . Allein beruhigen Sie sich, Mamselle, ich führe Sie zu meinem Gevatter Bichat, der mit seinem Weibe Töpfe, Rachein und alte Fayence verkauft. Es sind brave Leute . . . o, Jedermann weiß das; sie könnten keiner Fliege Etwas zu Leid thun. Sie sind freilich auch nicht reich, aber sie können Ihnen immerhin ein paar Stunden Obdach anbieten und ich hielt es jedenfalls nicht für gerathen, Sie bei diesen Burschen dort, den Stammgästen des Café's zu den feuchten Füßen, zu lassen. Der Wilde sagte schon, Sie müßten mit ihm gehen, weil er Sie zuerst gefunden habe, und die Andern machten Augen wie eine Katze, wenn sie auf einen Vogel lauert! . . . Ich glaube, ich habe wohl daran gethan, Sie fortzuführen."

"O ja, mein Herr, ja, ich danke Ihnen; aber sind wir bald angekommen? Ich fürchte, ich komme nicht mehr weiter."

"Gleich vollends . . . der dunkle Laden dort in der

Suchttestraße, in die wir eben einbiegen, dicht neben der Bielle = Boucleriestraße ist es; wenn Sie nicht mehr gehen können, will ich Sie tragen."

"O, ich kann schon gehen, mein Herr, so weit vermag ich's noch."

Rosa's Führer hält; man war vor dem kleinen Töpferladen angelangt: dieser glich fast einem Keller, in welchem man, trotz dem, daß das Fenster und die Thüre beständig offen standen, kaum recht hell sah. In einem Raum von etwa zehn Quadratsfuß befand sich ein Schreibtisch, eine Art Geschirrständer und eine beträchtliche Masse Kacheln, Töpfen, Schüsseln, Casserolen, Platten, Defen und Gefäße von allen Größen; man konnte kaum den Fuß in dieses gleich einer mit Blumen umrankten Laube mit Töpferwaaren angefüllte Gewölbe setzen.

Mitten darin hielt sich jedoch fast den ganzen Tag ein kleiner, etwa vierzigjähriger, etwas höckeriger Mann auf, dessen Gesicht nach einer Harlekinslarve gemodelt zu sein schien, denn die Nase und das Kinn stießen beinahe zusammen und seine Pausbacken mit den hervorragenden Knochen waren blauroth; er hatte aber dabei doch eine heitere aufgeräumte Miene, war ein guter Kerl und legte gegen das schöne Geschlecht eine Galanterie an den Tag, die sich nie verminderte. Und neben ihm stand gewöhnlich eine etwa fünfzigjährige häßliche magere Frau mit einer zärtlichen, sentimentalen Miene und langen, hinter das Ohr gestrichenen Locken, die meist bis auf den Hals herabfielen. Dieses ist das Ehepaar Bichat.

Hinter dem von Töpfergeschirr angefüllten Laden war ein niedriges Gemach, welches dem Ehepaar Bichat als Schlafstube, Küche und Magazin diente, denn auch in diesem war außer einem mit Vorhängen umgebenen Bette und einer ziemlich hübschen Commode aller übrige Platz mit Geschirr besetzt; hier diente dasselbe aber zugleich anstatt der Möbeln: einige Kacheln mit Deckeln vertraten die Stelle von Stühlen, einige umgekehrte Töpfe stellten Bänke vor, in großen irdenen Oefen hatte man Wäsche und verschiedene Kleidungsstücke aufbewahrt und Tassen wurden statt der Flaschen, Gläser, Krüge, Schreibzeuge, Essiggestelle und Tabaksdosen benützt.

Herr Bichat hatte eben den Laden aufgemacht; er hatte noch seine baumwollene Mütze mit dem Madrastuche darüber auf dem Kopfe und war noch in eine Art Hausmantel eingehüllt, der zu kurz zu einem Schlafrock und zu lang zu einer Jacke war; er ist mit dem Aufhängen der Töpfe, Kacheln und Nachtöpfe an seiner Thüre beschäftigt, als der Knopfmacher vor ihn tritt und ausruft: „He, Bichat, ich bin's!... ich bringe Dir Jemand, Gevatter, ich bin froh, daß Du auf bist.“

„Schau', Glureau!... Ah, mein Alter, Du kommst, hast Du Deine Funktionen noch nicht angetreten? Schau', mit einer Jungfrau am Arme! Ah, der Spitzbube, der Glureau! kaum in Paris angekommen, haben wir schon eine Bekanntschaft gemacht!“

„Nein, nein, warum nicht gar! Denke ich an solche Geschichten? Es handelt sich um etwas Anderes,

Bichat: das Fräulein muß ausruhen; sie zittert, sie friert, ich fürchte, sie ist krank!... Ist Deine Frau schon auf?"

„Noch nicht, ich bin immer der Erste, der herausgeht und den Laden aufmacht. Mein Gott! wo thun wir denn aber Deine Bekanntschaft hin? Einerlei, treten Sie nur herein, Mamselle; Bichat ist kein Mann, der das schöne Geschlecht vor der Thüre stehen läßt.“

Der Knopfmacher unterstützt Rosa = Maria und trägt sie beinahe mit Hülfe seines Gevatters in die Stube, denn er begreift wohl, daß die Jungfrau auf einem Topfe nicht gut genug sitzen würde. Die arme Rosa läßt sich führen, tragen, schleppen; sie zittert und bebt und hat nicht mehr die Kraft, aufrecht zu stehen.

Madame Bichat, die aufgewacht und im Begriff war, ihre falschen Locken umzubinden, welche den Schmuck ihres Kopfsputzes ausmachten, richtet sich in die Höhe, als sie bemerkt, daß man ein junges Mädchen in ihre Stube bringt, und setzt in ihrer Bestürzung die Perrücke verkehrt auf, so daß die Locken auf die Nase herabfallen.

„Was bedeutet das?“ schreit sie, „man bringt ein Frauenzimmer zu mir! Was soll das heißen, Herr Bichat? Hättet Ihr die Frechheit, während Ihr mich schlafend glaubtet, eine Eurer Concubinen zu mir zu bringen?“

„Ach nein, Clara, nein, mein Hühnchen, keine Rede davon. Gevatter Glureau bittet uns, dieser

Jungfrau ein Obdach zu gewähren . . . mache Dir keine unnöthigen Sorgen, sondern arrangire Deine Locken, sie hängen Dir über die Nase herunter."

"Ganz gut! es ist gleichgültig, wie meine Locken hängen, aber ich kenne Dich, Bichat: Du hast eine Galanterie am Leibe, die mich oft zur Verzweiflung bringt."

"Sie ist immer so eifersüchtig wie eine Windhündin," murmelt Bichat, gegen seinen Freund gekehrt. "Wenn ich gegen eine Dame, die einkauft, artig bin, fängt sie Händel mit mir an; aber das hilft Nichts, ich kann Nichts dafür: es liegt in meiner Natur, galant gegen das zarte Geschlecht zu sein."

"Mein Gott, Madame," sagt Rosa kaum vernehmbar, indem sie sich aufzurichten bemüht, "wenn ich Sie genire und Ihnen meine Gegenwart unangenehm ist, so will ich wieder gehen . . . ob ich mich gleich kaum auf den Füßen halten kann! . . . Ach, ich möchte so gerne wieder in unser Dorf zu meinem Vater zurückkehren."

Der Knopfmacher beeilt sich, seine Schützlingin wieder zum Sitzen zu bewegen, dann erzählt er dem Ehepaar Bichat die ganze Geschichte des jungen Mädchens und die Art und Weise, wie sie der Wilde bei dem Café zu den feuchten Füßen eingeschlafen gefunden hat.

Trotz seines Rosafengesichts zeigte Desiderius Glureau Eifer und Wärme, wenn er sich für Jemand interessirte; er hat seine Erzählung mit Flüchen und Kernworten vermischt, welche die Wirkung noch er-

höht haben, und als er zu sprechen aufgehört hat, springt Frau Bichat, auf die Gefahr hin, nicht ihre Formen, sondern ihre Knochen sehen zu lassen, aus dem Bette, eilt auf Rosa zu, nimmt sie bei den Händen und ruft aus: „Armes junges Mädchen, arme Kleine!... Nachts auf der Straße, ohne zu wissen, wo ein Obdach zu finden... und der abscheuliche, gottlose Bandit, der sie mit sich schleppen wollte, um ihre unglückliche Lage zu ihrem Verderben zu benützen! O, diese Scheusale, die Männer!... was sind das für Rhinocerosse!... Seht, Bichat, auf welche Abwege die sündhafte Leidenschaft zu dem schönen Geschlechte führt... man denkt an Nichts als an Verführung und Ueberlistung dieser armen Weiber!“

Herr Bichat bedeckt sich das Gesicht mit einer Schüssel, deren er sich wie eines Fächers bedient, und entgegnet: „Ach, abermals Sticheleien auf mich! Steine in meinen Garten, weil ich den Fehler habe, liebenswürdig gegen die Frauenzimmer zu sein! Als ob sich ein Handelsmann nicht stets bemühen müßte, seine Kunden für sich einzunehmen.“

„Meine Kinder, seid ruhig,“ sagt Desiderius Glureau, „es handelt sich nicht von euren ehelichen Zwisten; ich habe meine Schützlingin zu euch gebracht, weil man kein rechtschaffenes Mädchen auf der Straße lassen muß; es ist so bald ein Unglück geschehen!... Sorget für die Mamselle, ich muß jetzt gehen, es ist Tag, der Augenblick, wo ich mein neues Amt antreten muß; wenn ich gleich das erste Mal fehlte, könnte es mich um meine Stelle bringen und dadurch würde

mir keine Gelegenheit an die Hand gegeben, mir Mastücher anzuschaffen. Adieu, ich muß meine Funktionen beginnen, ich komme bald wieder. Auf Wiedersehen, Mamselle, ich lasse Sie bei braven Leuten, die Sie nicht verstoßen werden; ich bin beruhigt über Sie!... Schon gut! schon gut! ich sehe wohl, daß Sie sich bedanken wollen; es ist nicht der Mühe werth."

Nach diesen Worten schüttelt Desiderius Glureau seinem Gevatter die Hand und verläßt, einen Topf und eine Schüssel zusammentretend, rasch den Laden.

„Er hat einen Topf und eine Schüssel zerbrochen!“ ruft Bichat mit bestürzter Miene aus, „und dieser Napf ist auch beschädigt.“

„Seit gestern hat er uns schon vier Stücke Geschirr zusammengesetzt,“ antwortet die Töpferin, mit ihrem Anzug beschäftigt; „er ist ein guter Junge, wenn er es uns aber oft so macht, ruinirt er uns und bringt er uns um unser Bischen.“

„Aber wo wollen wir die Mamselle hinthun?“ fragt Bichat; „sieh doch, wie die arme Jugend so blaß aussieht.“

„Ja, ja, daran denke ich eben,“ erwiedert Clara Bichat, „geh' vor allen Dingen zur Milcherin an der Ecke und hole außer unserer gewöhnlichen Portion Rahm für das Fräulein, dann hole ich für zwei Kreuzer Farinzucker, mach' ihn damit siedend und gebe ihr dieses recht warm zu trinken, das wird gut sein für ihren Magen.“

„Ich gehe, Weib.“

„Schwage aber nicht zwei Stunden mit der Milcherin und den Mägden des Viertels, wie Du es in der abscheulichen Gewohnheit hast, oder ich lasse alle diese Plaudertaschen vor den Friedensrichter rufen, da sie einem Ehemann Anlaß geben, von dem rechten Wege abzuweichen.“

„Ach, wie böse! ach, wie böse bist Du!“

Und Herr Bichat langt nach einem Napfe und einem kleinen Töpfchen, und nachdem er seiner Gattin zugelächelt, eilt er, als wollte er mit seinem Napf und seinem Töpfchen Castagnetten spielen, auf die Straße hinaus.

Als Frau Bichat mit dem Anziehen fertig war, pomadisirte sie ihre langen englischen Locken und betrachtete, während sie ihr Haar machte, aufmerksam das junge Mädchen, welches nachdenklich im Lehnsstuhl saß. Die zärtliche Clara war keine böse Frau, sie war gefällig und hatte ein gutes Herz; aber ihre Liebe zu ihrem Gatten machte sie übermäßig eifersüchtig und Rosa-Maria's Schönheit versetzte sie in Besorgniß; der Gedanke, das junge Mädchen fortzuschicken, welches nicht wußte, wo es sich hinwenden sollte, wäre ihr nicht gekommen, aber es würde ihr sehr lieb gewesen sein, wenn sie für dasselbe ein passendes Unterkommen außer ihrem Hause gefunden hätte.

In diesem Augenblick tritt Jemand in den Töpferladen: es ist ein etlich und sechszigjähriger Mann von mittlerer Größe und ziemlich wohlbeleibt; sein

rundes rothwangiges Gesicht, sein frischer Teint, seine lebhaften Augen und seine gutmüthige Miene verleihen seinem Wesen Etwas, was augenblicklich zu seinen Gunsten einnimmt. Es ist ein schönes Greisengesicht, auf dem noch die Gesundheit und Heiterkeit eines jungen fünfundzwanzigjährigen Mannes strahlen, der nicht betrübt und kränklich, sondern gesund und heiter ist.

Der Neuangekommene hat eine lange grüntuchene Jacke mit Metallknöpfen und langen Schößen, daß sie beinahe aussieht wie ein Rock, graue weite Beinkleider und dicke genagelte Schuhe an und einen niedrigen, breitgeränderten Hut auf dem Kopfe.

Der Mann tritt in den Laden, indem er mit reiner besser Stimme singt:

„Ei, nein, nein, nein!  
Das ist nicht Lisette,  
Ei, nein, nein, nein!  
Das ist Lieschen nicht!“

Er unterbricht seinen Gesang aber und ruft: „He, Frau Bichat, ich muß ein kleines Milchtöpfchen haben, ich habe das meinige gestern zerbrochen, mein kleines Krüggchen ist hin, ich muß wieder ein anderes anschaffen; glücklicher Weise ist das Unglück nicht groß, es hat mich eben fünf Sous gekostet.“

„Ei, das ist der Miethsmann aus dem fünften Stockwerk, der brave Herr Savenay!“ sagt Frau Bichat, sich in den Laden begebend. „Wie steht's Befinden, Herr Savenay?“

„Ganz gut, Frau Bichat. O, ich bin Gott sei Dank nie krank.“

„Sie sind auch immer heiter, Nachbar, und rosenfarbener Laune. Sie sind noch keine zwei Monate im Hause, aber Sie haben es bei Tage und bei Nacht aufgeheitert. Wenn alle Miethsleute so wären wie Sie, würde es noch einmal so angenehm sein! So oft ich im Hofe singen höre, sage ich: Herr Savenay kommt heim, oder: Herr Savenay geht aus ... ich weiß immer, daß Sie es sind! Ich kenne Ihre Fistelftimme, um so mehr, als Sie immer ein Liedchen von Beranger singen. Bichat sagt oft: „Es scheint, daß der Hausherr eine Freude an diesem Liederdichter hat.““

„Ja, Frau Bichat, und ich glaube, ich habe das mit vielen Leuten gemein. Ich wollte, ich könnte alle seine Lieder auswendig; aber, meiner Treu', in meinem Alter lernt man nicht mehr so leicht! Einerlei, wenn man einer guten Gesundheit genießt, ist es die Hauptsache, dann kann man die ganze Welt auslachen: so ist mein Charakter, Frau Bichat, und es ist ein Glück, daß das der Fall ist, denn wenn ich der Mann wäre, der sich über die Schicksale, die Einen treffen, hätte ärgern wollen, so hätte ich die schönste Gelegenheit gehabt, mißmuthig zu sein. Aber ich habe immer gedacht: Wozu nützt die Traurigkeit? verbessert sie unsere Lage? bringt sie uns das Verlorene ein? ... Nein. Nun denn, so nehmen wir die Dinge an, wie sie uns der gute Gott zuschickt. Er weiß besser, was er thut, als wir, und was uns an-

fangs oft ein Unglück geschehen hat, wird in der Folge oft unser Glück. Mit diesen Grundsätzen und einer guten Gesundheit ist man immer wohlgemuth, Frau Bichat . . . und ich will mir jetzt ein kleines Töpfchen herauslesen."

"Suchen Sie, Hausherr, was Ihnen am besten gefällt."

"Ach, ich will etwas Hübsches, im Preise von vier bis sechs Sous."

Während der Vater Savenay verschiedene kleine Töpfe betrachtet und die Händlerin einen jeden anpreist, läßt sich von dem Lehnstuhl her, in dem Rosa-Maria sitzt und sich bewegt, ein Stöhnen vernehmen,

"Schau', Ihr Mann ist da? der Faullenzer liegt vielleicht noch im Bette?" sagt der Greis, der das aus dem Hintergrund dringende Geräusch gehört hat.

"Nein, das ist nicht mein Mann, Nachbar, das ist ein junges Mädchen, die man uns gebracht hat, um sie unserm Mitleid anzuempfehlen: ein armes, erst seit gestern nach Paris gekommenes Kind, wo es Verwandte zu finden hoffte; man hat ihr, so viel es scheint, falsche Adressen gegeben, sie hat Niemand gefunden, die Nacht auf der Straße zugebracht und jetzt zittert sie und ist ganz krank. Ein Freund von Bichat hat sie gefunden und hierher gebracht . . . die arme Kleine, sie wünscht wieder von Paris fortzugehen und zu ihrem Vater zurückzukehren, aber ich fürchte, sie wird nicht die Kraft haben. Auf der andern Seite ist, sie bei uns hier zu behalten, auch eine

große Verlegenheit. Wir sind so eng logirt, die Jungfrau kann nicht in demselben Zimmer mit Bichat schlafen, das wäre gegen die Schicklichkeit und die guten Sitten... mein Gott, was soll ich anfangen? Ich will ein junges Mädchen, das so rechtschaffen aussieht, nicht fortschicken, aber ich dulde auch nicht, daß mein Mann sich vor ihr auskleidet und zu Bette legt. Ich bin in einer sehr perplexen Lage, Nachbar. Und der Schlingel, dieser Bichat, kommt nicht zurück; er ist schon länger als eine Viertelstunde fortgegangen, um Milch bei der Milcherin an der Straßenecke zwei Schritte von hier zu holen. Aber ich bin überzeugt, er spielt den Galanten gegen alle Mägde im Revier. Ach, welche Qual, einen liebenswürdigen Mann zum Gatten zu haben! Nachbar, wenn ich wieder heirathen müßte, würde ich einen Klob zum Mann nehmen, dann wäre ich doch wenigstens beruhigt."

"Aergern Sie sich nicht, Hausfrau, die Milcherin hat Morgens viel Leute zu bedienen und Ihr Mann muß warten, bis die Reihe an ihn kommt. Aber was Sie mir von diesem jungen Mädchen sagen, interessirt mich. Wollen Sie mir erlauben, Sie zu sehen? Ich verstehe ein Bißchen von der Medicin, denn auf dem Lande muß man von Allem Etwas wissen, und als ich bei meinem Hüttenmeister in der Gegend von Nemours angestellt war, verordnete ich stets den Thee und Hausmittel, wenn ein Arbeiter krank war, denn wir hatten keinen Doktor zum Rathen in der Nähe. Ich will einmal sehen, ob

das arme Kind im Stande ist, seine Rückreise heute anzutreten.“

„Kommen Sie, Hausherr, kommen Sie, Sie werden ein hübsches Mädchen sehen! Ich war zwar schön in meinem zwanzigsten Jahre, aber ich muß gestehen, diese Jungfrau hätte sich mit mir messen können.“

### Siebentes Kapitel.

Der Greis und die Jungfrau.

Der Greis, den schon Jedermann im Quartier den guten Vater Savenay heißt, folgt der Frau Bichat und steht bald vor Rosa-Maria, die auf dem Lehnstuhl sitzend mit auf die Brust gesenktem Kopfe nachzudenken oder eingeschlafen zu sein schien, deren nervöses Zittern aber nicht bloß Müdigkeit, sondern Krankheit andeutete.

Der Greis betrachtet die Jungfrau; er nimmt sie bei der Hand und fühlt ihren Puls: Rosa ließ es geschehen und schien nicht zu sehen, was in ihrer Umgebung vorging.

„Das junge Fräulein ist in einem beängstigenden Zustand,“ sagte der Vater Savenay. „Das Fieber rast mächtig in ihr... O, der Teufel! Sie sollten sie augenblicklich zu Bette legen... das arme Mädchen!... sie kann unmöglich ihre Reise antreten, vor mehreren Tagen nicht; sie wäre außer Stande, sich gegenwärtig auf den Beinen zu halten.“

„Ach, mein Gott, so kam es mir auch vor! Was ist zu machen?... sie in unser Bett legen?... Wenn ich allein wäre, würde es mir gleichgültig sein: ich könnte in einer großen Kachel schlafen; wo soll ich aber Bichat hinstecken?... Und die Jungfrau in einen Spital zu schicken, wäre doch auch mißlich. Und der abscheuliche Bichat bleibt ewig aus!... Ach, da kommt er endlich!“

Der Töpfer kehrte mit seinem Napf voll Milch zurück; seine Frau geht auf ihn zu, schüttelt ihn am Arm und sagt: „Fünfundzwanzig Minuten auszu-bleiben, um zehn Schritte weit an die Straßenecke zu gehen?... Ich habe auf der Sonnenuhr gesehen, wann Du fort bist: fünfundzwanzig Minuten sind es; ist das nicht eine Schande?“

„Nimm Dich in Acht, Clara, Du bist schuld, daß ich den Rahm verschütte.“

„Ach was, Rahm! ich will Nichts hören, Ausschweifling... fünfundzwanzig Minuten!...“

„Kann man auf der Sonnenuhr auch die Minuten zählen?“

„Ja, ich kann sie überall zählen; wie viel Poffen habt Ihr gemacht, seit Ihr weg seid?... hm?“

„Ich habe gewartet; die Milcherin bediente die neue Magd des Gewürzkrämers, eine Picardierin, die noch nicht an's Dienen gewöhnt scheint.“

„Ah, Ihr habt des Gewürzkrämers Picardierin gesehen!“

„Ach, guten Tag, Nachbar Savenay! Wie steht's mit der Gesundheit... immer blühend?“

„Ich danke, Herr Bichat, ganz gut; aber hier ist ein junges Mädchen, von dem man das nicht sagen kann... das arme Kind, es ist so interessant... ihre Kleidung deutet Jemand Wohlhabendes vom Lande an... Sie kennen keinen Ihrer Verwandten hier?“

„Da wir sie selbst nicht einmal kennen! nicht wahr, Clara?“

„Schweigt, Schmetterling! Ah! man wird Dir für die Picardierinnen thun... Da hast Du Picardierinnen!“

Mit diesen Worten ging Frau Bichat an ihrem Mann vorbei und kniff ihn in den Arm. Dieser verschüttet die Hälfte der Milch, die er trägt, und schreit: „Immer zwickt sie mich grün und blau; Clara, Ihr mißbraucht meine Güte: nehmt Euch in Acht, es könnte Euch eines Tages reuen!... Sie betrachten das junge Mädchen, Hausherr: mein Gevatter Glureau hat sie auf einer Steinbank schlafend gefunden. Nicht wahr, sie sieht aus wie eine knieende Venus?“

„Wo habt Ihr eine knieende Venus gesehen, Herr Bichat?“ fragt die Töpferin, ihrem Mann die beiden Milchgeschirre abnehmend. „In der Cité oder wenn Ihr auf dem Blumenkai herumstreicht unter dem Borwande, mir ein Tag- und Nachtblümchenstöckchen zu kaufen? Das ist etwas Sauberes, wenn man die Weibsbilder ansieht, wenn sie zusammengekauert sind... psui! dann soll man die Blicke abwenden und rasch weiter gehen.“

„Clara, ich spreche von einer Statue, einer antiken Büste.“

„Schweigt, Ihr seid ein Hirschpark!“

„Was, Weib! was verstehst Du darunter?“ schreit der Töpfer, den das Wort Hirsch in eine ärgerliche Laune versetzt hat.

„Ich verstehe darunter, daß Ihr Euch auch ein Serail von Weibern angeschafft hättet, wenn Ihr die Mittel dazu gehabt haben würdet. Aber sagt jetzt, was wollen wir mit der Jungfrau anfangen, die uns der Gevatter gebracht hat? Unser Hausherr sagt, sie sei sehr krank und er versteht's; er war in seiner Heimath der Doktor in einem Hüttenwerk. Sie in den Spital zu schicken, würde mir das Herz zerreißen; sie krank bei uns zu behalten, scheint mir nicht wohl möglich.“

„Lege sie in unser Bett; Du kannst neben ihr schlafen, ich lege mich unter die Bettstatt.“

„Nein, mein Herr, nein, Du darfst nicht unter die Jungfrau liegen... hm! Du würdest bei Nacht schlafwandeln... Sybarit!“

„Hausleute,“ sagt der Vater Savenay, „Ihr seid zu eng logirt, um die Jungfrau bei Euch behalten zu können, und sie in den Hospital zu schicken, wäre euch unangenehm; man sieht wohl, daß das nicht ihr Platz sein würde. Aber es gibt ein Mittel, die Sache auszugleichen. Als ich im fünften Stockwerk des Hauses einmietete, mußte ich nehmen, was leer war; es war zwar Etwas groß, aber ich fand gerade nichts Anderes und es war mir von Wichtigkeit, in der Gegend zu wohnen, wo ich eine Stelle gefunden hatte. Ich habe also oben zwei Stuben

und ein kleines Vorgemach, ich brauche bloß die Stuben und kann somit das andere dem armen Mädchen einräumen, oder ich gebe ihr meine Schlafstube und mache mir ein Bett in die vordere. Jede meiner Stuben hat einen eigenen Ausgang auf das Vorzimmer, es kann sich also Jedes besonders einschließen. Außerdem glaube ich, daß man bei meinem Alter keine bösen Gedanken von mir haben kann, wenn ich eine kranke Person zu mir aufnehme, nach der Frau Bichat die Gefälligkeit haben wird, öfters zu sehen; denn ihr wißt, daß mich mein Geschäft den ganzen Tag und einen Theil des Abends außer dem Hause hält."

"Ob ich nach der Kleinen sehen werde?" ruft Frau Bichat aus. "O, mein guter Hausherr, das werde ich freilich thun... ach, wie brav sind Sie, Vater Savenay! aber das wird Sie stören, belästigen."

"Durchaus nicht, es macht mir im Gegentheil Vergnügen; ein Mann, der sein Leben auf dem Lande zugebracht hat, kann sich in Alles schicken!"

"Man hat weiß Gott Recht, im ganzen Quartier zu sagen, Sie seien der beste Mann, den es gebe."

"Jetzt müssen wir uns aber des jungen Mädchens annehmen. Wir wollen Sie mit einander in diesem Lehnstuhl hinauftragen. Nachbar, hier kann man sie so nicht mehr länger lassen."

"Und ich," sagt Frau Bichat, "gehe auch hinauf, um das Bett zu richten und die Kleine zur Ruhe zu legen, denn das ist kein Geschäft für einen Mann."

Bichat, sag' zum Fleischer neben, er soll ein Bißchen auf unsern Laden Acht geben."

Die Töpferin ist hocheufreut, daß der Hausherr der hübschen Unbekannten sein Zimmer leihen will. Vater Savenay gibt ihr den Schlüssel, sie hüpfst leicht die fünf Treppen hinauf, indes ihr Mann und der wackere Hausherr, der trotz seiner sechszig Jahre noch stark und kräftig ist, den Lehnstuhl nehmen, auf dem Rosa-Maria liegt, und ihn langsam in das oberste Stockwerk des Hauses tragen.

### Achtes Kapitel.

Die Jungfrau bei dem Greifen.

In kurzer Zeit befand sich Rosa-Maria in einem kleinen, sehr bescheiden möblirten, aber reinlichen und geordneten Zimmerchen. Frau Bichat hatte einer Nachbarin gerufen und man hatte die beiden Männer fortgeschickt, um das junge Mädchen zu Bett zu legen, welches Alles mit sich geschehen ließ, ohne die Kraft zu haben, ein Wort auszusprechen.

„Sie hat ein Fieber wie ein Roß,“ sagt die Töpferin, dem Vater Savenay rufend, der mit Bichat im Nebenzimmer wartete; „sie hat sich tragen, zu Bette legen und Alles mit sich anfangen lassen, ohne ein Wort zu sagen; man könnte fast meinen, sie sei besinnungslos.“

Der Vater Savenay kehrt zu Rosa-Maria zurück: er verordnet einen Thee, den Frau Bichat sich bereit

erklärt, zu kochen. Eine Frau, die gegenüber wohnt, verspricht bei der Kranken zu bleiben, wenn die Töpferin keine Zeit hiezu habe, und der Greis sagt: „Seht, meine Kinder, haben wir gethan, was wir thun konnten; wir wollen hoffen, daß die Vorsehung uns zu Hülfe komme und das Ihrige thue; geht's mit dem jungen Mädchen schlimmer, nun, so habe ich noch einige Ersparnisse in meiner Kasse und lasse einen Doktor kommen; aber Ruhe, Sorgfalt und ein guter Thee, wie ich ihn verordnet, werden es überflüssig machen.“

Damit begibt sich der Greis an sein Geschäft, der Töpfer geht in seinen Laden hinunter und Frau Bichat holt in der Apotheke den Thee für die Kranke; denn seit die eifersüchtige Clara nicht mehr befürchten muß, daß ihr Mann in der Nähe des jungen Mädchens schlafen werde, fühlt sie ein doppeltes Interesse für dieselbe und zeigt den größten Eifer zu ihrer Verpflegung.

Herr Bichat hat seiner Frau mehrmals das Anerbieten gemacht, in den fünften Stock hinaufzugehen und ihr bei der Pflege der Kranken zu helfen; aber Frau Bichat antwortet ihrem Mann: „Man braucht Dich nicht, Du mußt Deine Nase nicht überall haben; bleib' bei Deinen Töpfen, es ist eine Nachbarin da, die mir hilft, und wenn's nöthig ist, sind noch Andere da, die mir auch ihre Dienste angeboten haben. Ein Mann darf nicht den Krankenwärter einer Person vom andern Geschlechte machen.“

Der Vater Savenay war in dem Magazine eines

Parfumeriehändlers en gros angestellt, wo er die Bücher führte und das Geschäft erst um vier Uhr verließ, um zu Mittag zu essen, und nach dem Essen wieder bis neun Uhr dorthin zurückkehrte. Das Haus, in welchem er seine Beschäftigung hatte, war in der St. André-des-Arts-Straße, nicht weit von seiner Wohnung entfernt. Daher ging der gute Greis, statt sich wie gewöhnlich um vier Uhr in eine der billigen Restaurationen zu begeben, deren es in jenem Quartier viele hat, vorher nach Hause, um sich nach der jungen Kranken zu erkundigen.

Rosa-Maria war in ein füchterliches Fieber gefallen und ihre unzusammenhängenden Reden bewiesen, daß sie nicht mehr bei sich war. Sie nannte oft Hieronymus' Namen und rief ihrem Vater um Hülfe, da sie sich noch von dem jungen Mann verfolgt glaubte, der sie mit sich nehmen wollte.

Frau Bichat saß mit zwei andern Nachbarinnen neben der Kranken und jammerte über den Zustand des jungen Mädchens mit den Worten: „Das arme Kind!... welches Unglück, wenn sie sterben würde, da wir nicht einmal wissen, wo ihre Eltern sind, wo sie her ist... Niemand Nachricht geben können!... und in diesem Augenblick weint man vielleicht um sie, sucht sie oder glaubt sie ganz glücklich in Paris. Es ist recht unklug, ein so junges Geschöpf allein reisen zu lassen.“

Zu Hause angekommen, begibt sich Vater Savenay schnell zu der Kranken, nimmt sie bei der Hand, schüttelt den Kopf und murmelt: „Ich dachte mir, daß es

so kommen würde, ein heftiges Fieber... das Delirium! Das junge Mädchen hat zu starke Gemüthsbewegungen erlitten, sich über die Massen angestrengt, aber bei ihrer Jugend muß sie genesen und den Sieg über die Krankheit davon tragen; es kann vielleicht lange dauern, aber wir retten sie."

Und als der gute Mann in das Nebenzimmer seines Logis geht, sieht er ein Bett darin aufgemacht und ruft aus; „Was ist das? woher kommt das Bett? ich hätte es nicht gebraucht, ich hätte eben so gut auf einem Stuhl, auf einem Strohsack, auf dem Boden schlafen können."

„Warum nicht gar!“ sagt Frau Bichat, „Sie glauben, man hätte Sie so schlafen lassen, damit Sie auch krank geworden wären?... O nein! Und abgesehen davon, glauben Sie nicht, daß es Einem auch Vergnügen macht, Theil an der guten Handlung zu nehmen, die Sie ausüben? daß man auch ein Herz hat?... Ich habe eine Matraße und Leintücher hergeliehen, die Nachbarin die Bettstelle, die Hausfrau unten eine Decke und ein Kissen, und wir werden abwechselungsweise bei der Kranken wachen. Bichat wollte herauf mit seinem Gevatter, der zurückgekommen ist, aber ich habe zu ihnen gesagt: ‚Ihr seid zu jung, die Kleine im Bett besuchen zu dürfen, ich will euch schon Nachricht bringen, wie sie sich befindet.‘ So habe ich für Alles gesorgt, Vater Savenay."

„Gut, Frau Bichat,“ antwortet der brave Mann. „O, bei den Frauen setzt mich die Barmherzigkeit

nicht in Verwunderung: ich wußte wohl, daß Sie Mitleid mit dem armen Kinde haben würden. Poß Ruckuf! wenn man mich nicht bestohlen hätte, wäre ich reich, wohlhabend wenigstens, und könnte der Kleinen eine Wärterin bezahlen; aber was geschehen ist, ist vorbei, darüber läßt sich Nichts mehr sagen. Jetzt wachen wir eben selbst. Ich gehe zum Essen, denn die Gesunden müssen zum Mindesten ihre Kräfte erhalten, damit sie den Leidenden beistehen können; dann gehe ich noch einmal an mein Geschäft; ich komme aber so bald als möglich wieder."

"Der Vater Savenay ist also bestohlen worden?" fragt eine Nachbarin Frau Bichat, nachdem der gute Mann sich wieder entfernt hat.

"So viel er sagt, ist er in einem Walde angefallen worden und man hat ihm eine bedeutende Summe, sechszigtausend Franken, geraubt, das geht ihm sehr nach."

"Dem Vater Savenay sechszigtausend Franken... ah bah! woher sollte er sie denn haben?"

"Ach, meiner Treu'! ich weiß es nicht; es ist auch möglich, daß er die Summe ein Bißchen vergrößert!"

"Es ist alle Mal so: wenn man bestohlen wird, sagt man immer, es sei mehr gewesen."

"Um das Unglück interessanter zu machen."

"Vielleicht hat man ihm sechshundert Franken gestohlen!"

"Vielleicht nicht so viel! Aber einerlei, er ist ein braver, gefälliger, dienstfertiger Mann."

"Und immer heiter und frohen Muthes!"

„Darin liegt gerade der Beweis, daß man ihm keine sechszigtausend Franken gestohlen hat; denn wäre es dann glaubwürdig, daß er so heiter sein könnte?“

„Nein, das wäre physisch unmöglich; wenn man mir nur sechszig Franken gestohlen hätte, bekäme ich sicher eine Gelbsucht, von der ich nicht mehr geheilt würde.“

Der Vater Savenay sprach selten von dem Unfall, der ihn seines Vermögens beraubt hatte. Das Gespräch der drei Klatschbasen, seiner Nachbarinnen, beweist, daß er Recht hatte: im Allgemeinen schenkt die Welt dem Unglück Anderer wenig Glauben; sie setzt voraus, daß Der, welcher das Opfer eines Diebstahls oder dessen Zutrauen mißbraucht wurde, den Werth seines Verlustes vergrößere, um mehr Interesse zu erregen. Und da dieses in der That schon oft der Fall gewesen ist, so folgt daraus wie immer, daß man Denen, welche die Wahrheit sprechen, so wenig glaubt als Denen, die lügen.

Mit der Nacht kehrt der Greis zu dem jungen Mädchen zurück, für welche er bereits eine lebhaftere Theilnahme empfindet. Mit ihrem Zustand schien noch nicht die mindeste Veränderung vorgegangen zu sein; eine der Nachbarinnen bietet sich an, die Nacht über zu wachen, aber Vater Savenay versetzt: „Machen Sie sich noch keine Mühe, so lange es nicht nöthig ist; ich bin daran gewöhnt, wenig zu schlafen. In Remours legte ich mich spät nieder, weil ich, nachdem ich mit meinen Bekannten geplaudert und ge-

schwacht, noch zu lesen und zu arbeiten hatte; und im Sommer war ich mit Tagesanbruch, im Winter um fünf Uhr schon wieder auf; dieser Lebensweise verdanke ich vielleicht meine gute Gesundheit. Deshalb will ich bis Mitternacht wachen und um vier Uhr stehe ich schon wieder auf und setze mich an's Bett der Kranken. Um sechs oder sieben Uhr ist es dann Zeit genug, mich abzulösen."

Die Nachbarinnen und Frau Bichat geben dem guten Mann nach: sie gehen und versprechen, am folgenden Morgen bald zu kommen, um zu hören, wie die Kleine ihre Nacht zugebracht hat.

Als sie sich entfernt haben, spricht Vater Savenay für sich: „Ich lege mich gar nicht schlafen, sondern wache die ganze Nacht bei dem armen Kind; wenn ich aber den Nachbarinnen gesagt hätte, daß dieses meine Absicht sei, so würden sie es nicht zugegeben haben; sie hätten heute, auch morgen noch gewacht, dann wäre aber vielleicht ihr Eifer erkaltet; es ist daher besser, wenn ich ihn zu erhalten suche, denn ich fürchte, das junge Mädchen wird denselben lange in Anspruch nehmen müssen. Es gibt so viele Leute, die für kurze Zeit einen Anfall von Gutmüthigkeit und Gefühl haben, deren edle Empfindungen aber eben so schnell erlöschen, als sie erweckt worden sind.

Der Greis nimmt auf einem Tischchen ein kleines dick eingebundenes Buch, welches er mit Liebe zu betrachten scheint, und murmelt vor sich hin: „Glücklicher Weise haben sie mir das nicht gestohlen, es hätte mir sehr leid gethan! Ich weiß zwar, daß

man sich ein ähnliches anschaffen kann, aber einerlei, ich hänge an diesem; der alte Better, den ich geerbt habe, hat es mir zu meinem Namensfest zum Geschenk gemacht, und da das Alles ist, was ich jetzt noch von seiner Erbschaft besitze, so ist sehr natürlich, daß der kleine Band einen Werth für mich hat, und außerdem liebe ich den Inhalt desselben über alle Maßen.“

Damit rückt der Vater Savenay in der Nähe des Bettes einen hölzernen Lehnstuhl zu einem Tische, auf dem eine Lampe brennt, und sorgt dafür, daß das Licht der Kranken nicht in's Gesicht scheine. Und nachdem er das Feuer im Kamin angeschürt und nachgesehen hat, ob der Thee heiß ist, setzt er sich in den Lehnstuhl, macht sein kleines Buch auf und trällert leise, ganz leise, so daß man nur ein dünnes Stimmchen vernehmen kann, das Lied der Sterne, die schießen, denn er hatte eine Sammlung von Berangers Liedern in der Hand. Die Werke des berühmten Liederdichters waren ein Schatz für den Vater Savenay, der, mit einem glücklichen Charakter begabt, immer gern gesungen und bei dem das Alter diese Neigung, welche seinen frohen Sinn aufrecht erhielt, nur noch vermehrt hatte.

Und es war ein originelles und zugleich rührendes Gemälde, dieses junge Mädchen von einem Greisen bewacht zu sehen, dessen graues, beinahe kahles Haupt von Gesundheit, Herzengüte und Heiterkeit erglänzte und den Greisen mit seiner feinen hellen Stimme summen zu hören:

„Mein Kind, ein Sterblicher verscheidet:  
 So fällt sein Stern vom Himmel hoch.  
 Mit Freunden, die ihm Lust bereitet,  
 Trank singend dieser eben noch.“

Dann hält Vater Savenay inne, beugt sich vor nach der Kranken, zu sehen, ob sie Nichts brauche und denkt dann in seinem Sinne: „Es gibt Leute, die es vielleicht unpassend fänden, daß ich neben einer Kranken Lieder singe, aber ich sehe nichts Unrechtes darin. Ich glaube, daß wenn ich bettlägerig wäre, es mir lieber sein würde, von einer heitern als von einer traurigen Person gepflegt zu werden; denn die Traurigkeit Derer, die uns abwarten, muß uns auf den Gedanken bringen, wir seien gefährlich krank, und solche Befürchtungen sind nachtheilig für die Genesung. Wenn indeß diese Kleine wirklich in Gefahr wäre, fühle ich wohl, daß ich nicht singen könnte; aber dieses Delirium wird von Fieber verursacht und das Fieber ist eine Folge der Ermüdung: durch Ruhe und Pflege wird es schon wieder vergehen.“

Damit schlägt der gute Mann sein Buch wieder auf und singt wieder mit seiner hellen Fistelstimme:

„Schon wiederum ein Stern, der schießet,  
 Der schießet, schießt und untergeht.“

Und nach diesem Lied singt Vater Savenay ein anderes und so geht die Nacht herum; denn wenn der Greis zufällig vom Schlafe überwältigt wird und einen Augenblick die Augen schließt, so macht er sie bald wieder auf, sieht nach seiner Kranken, liest

wieder in seinem Liederdichter und fängt mit neuem Vergnügen zu singen an.

Mit dem Tage kehren die Nachbarinnen und Frau Bichat, welche nicht vermuthen, daß der gute Savenay die ganze Nacht bei der Kranken gewacht hat, zurück, um ihn abzulösen.

Der zweite Tag verstreicht wie der vorige, ohne irgend eine Besserung in dem Zustand des jungen Mädchens herbeizuführen. Der Vater Savenay wacht ihr wieder, indem er durch das Auswendiglernen von Berangers Liedern den Schlaf von seinen Augenlidern zu verschrecken sucht und spricht bisweilen vor sich hin: „Es ist nicht möglich, daß der Himmel diesem jungen artigen Kinde, welches so tugendhaft scheint und in seinem Delirium immer nach seinem Vater ruft, die Gesundheit nicht wieder verleihe. Der arme Vater dieses Mädchens! Welches Unglück, gar keine Spur und keine Möglichkeit zu wissen, wodurch man ihn entdecken und zu seiner Tochter herbescheiden könnte! Denn ich bin überzeugt, sie würde seine Stimme erkennen und das Glück, welches sie empfände, wenn sie ihren Vater in ihrer Nähe wüßte, würde viel zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit beitragen.“

Am folgenden Tag scheint Rosa-Maria sehr krank; ihr Delirium hat sich vermehrt, ihr Fieber ist heftiger, ihre Brust beklommener. Der Vater Savenay will sich nicht mehr auf seine Wissenschaft verlassen: er holt selbst einen Arzt und führt ihn an das Bett der Kranken.

Der Doktor betrachtet das junge Mädchen, billigt fast Alles, was der Greis verordnet hat, und verschreibt eine Arznei.

„Man muß dem Fieber seinen Lauf lassen,“ sagt er hierauf; „bis zum neunten Tage kann ich für Nichts stehen; aber dann muß man hoffen, daß eine heilsame Crisis eintreten und die Jugend der Kranken über das Uebel siegen wird.“

„Wenn sie aber stirbe!“ ruft Frau Bichat aus, als sich der Arzt entfernt hat; „nicht einmal zu wissen, wie sie heißt... Gevatter Glureau weiß es vielleicht.“

„Sobald er wieder kommt, Nachbarin,“ sagt Savenay, „so heißt ihn heraufgehen, ich will ihn befragen; wir geben uns dann Mühe, mit dem, was aus dem Manne herauszubringen ist, Etwas über das junge Mädchen zu erfahren.“

Der Aufseher der Gassenkehrer ermangelte nicht, sich jeden Tag nach dem Befinden Der zu erkundigen, die er seine Schützlingin nannte, und der Töpfer konnte ihm bloß sagen, was er von seiner Frau erfuhr, die noch nicht zugegeben, daß er die Jungfrau im Bette besucht hatte.

Aber der beängstigende Zustand Rosa-Maria's gestattete der Frau Bichat nicht mehr, an ihre Eifersucht zu denken, und sie sagte zu ihrem Mann, er möchte Glureau zu dem Hausherrn hinausschicken, sobald er komme.

Der galante Töpfer ergreift diese Gelegenheit, ebenfalls die Kranke zu besuchen, und er geht, sobald der Gevatter da ist, mit ihm zu Savenay

hinauf, der gerade zu Hause ist und alle Nachbarinnen bei ihm.

Der Mann mit dem Kosakengesicht sieht nach der Kranken, stößt einen tiefen Seufzer aus und sagt: „Mein Gott, wie hat sie sich schon verändert!... ich habe sie so hübsch und so frisch im Wagen gesehen, daß es ein allgemeiner Ausruf der Bewunderung war; die Männer konnten sich nicht satt betrachten und jetzt ist ihre blühende Farbe schon verschwunden, ihre Augen liegen tief und haben Ringe und ihre Lippen sind blaß.“

„Trotz dem sieht man immer noch, daß sie sehr hübsch ist!“ murmelt Bichat, seinen Kopf vorstreckend.

Aber seine Frau zieht ihn am Rockschöß, reißt ihn in den Hintergrund der Stube und sagt: „Eure Bemerkung ist sehr seltsam, Herr Bichat, kehrt zu Euren Töpseln zurück, das wird besser sein als unschickliches Zeug zu reden.“

Der Vater Savenay tritt auf den ehemaligen Knopfmacher zu und beginnt: „Mein Herr, es wäre von großer Wichtigkeit, die Familie dieses jungen Mädchens zu entdecken, welche jedenfalls des armen Kindes wegen sehr in Sorgen sein muß, sagen Sie uns um Gottes willen Alles, was Sie wissen, wenn uns das auf eine Spur führen könnte.“

„Was wollen Sie, daß ich Ihnen sagen soll?“ ruft Glureau aus, „ich weiß gar Nichts; sehen Sie, das ist die ganze Geschichte: Ich war auf dem Eisenbahnzug, ich kam von Orleans her, auf einem der ersten Plätze, weil es keinen andern mehr gegeben

hatte. In Corbeil steigt dieses junge Mädchen in unsern Wagen: sie saß sehr eng zwischen einem jungen Mann und einem alten Reucher, der allein den Platz von Bierern einnahm; ich biete ihr meine Ecke an... ich hatte nämlich eine Ecke; sie schlägt es aus, dann war es fertig; man sprach nicht mehr mit einander. Wir kommen an, ich gehe meinen Geschäften nach und kümmere mich Nichts weiter um diese Jugend; aber am folgenden Morgen war ich bei Tagesanbruch auf der Hotel-Dieu-Brücke in einem Café unter freiem Himmel mit Burschen, wovon der Eine, der Wilde, mich schon zwei Mal genöthigt hat, ihm im kleinen Bery der Crouffolstraße in einer Portiersloge ein Mittagessen zu bezahlen. Kurz, derselbe entdeckt ein auf einer feineren Bank eingeschlafenes Mädchen; wir nähern uns Alle, um sie zu sehen, und ich erkenne die Mamselle von der Eisenbahn. Die Schlingel, unter andern der junge Wilde, wollen sie mit sich nehmen; aber ich sehe wohl, daß sich das arme Kind fürchtet, ich biete ihr meinen Arm an und führe sie zum Gevatter Bichat: das ist Alles, was ich weiß."

"Aber hat sie unterwegs, während ihr hierher ginget, Nichts mit Ihnen gesprochen?"

"Ach ja!... sie hat mir gesagt: „Es friert mich sehr!“ und ich habe geantwortet: „Das kommt davon her, weil Sie im Freien, im Zugwind über Nacht gewesen sind!“

"Und dann?"

"Hat sie wieder gesagt: „Ich hatte es so gut daheim

bei meinem Vater, aber er wollte, daß ich nach Paris zu meinen Onkeln gehe; man hat mir ihre Adressen gegeben, aber sie waren, so viel es scheint, unrichtig.“

„Und sie hat den Namen ihrer Onkel nicht genannt?“

„Gar keinen; nur hat sie dann ein kleines Papierchen zerrissen und auf die Straße geworfen; ich vermuthete, daß das die Adressen gewesen sind.“

„Ach, wie ärgerlich! das hätte uns vielleicht auf eine Spur geführt.“

„Ein junger Mann war ihr nachgegangen, hatte sie mit sich nehmen und beleidigen wollen . . . eine jener Geschichten, wie sie hübschen Frauenzimmern begegnen, die allein unterwegs sind; sie hatte sich geflüchtet, dann vor Müdigkeit erschöpft auf eine Bank gesetzt . . . und so . . .“

„Aber bei ihr in ihren Taschen haben Sie Nichts gefunden?“

„Nichts als eine filetgestricke Geldbörse, die leer ist, ein Schlüsselchen und ein weißes Taschentuch mit R. M. und G. bezeichnet.“

„Wer kann auf solche Indicien hin eine Familie finden!“

„Wohl an,“ versetzt der Vater Savenay, „wir müssen auf die Hoffnung, zu erfahren, wer das junge Mädchen ist, ehe sie es uns selbst sagen kann, Verzicht leisten: ihr seht, liebe Freunde, daß sie bloß noch uns als Stütze und Familie hat, das muß für uns ein Grund mehr sein, unsere Sorgfalt für sie zu verdoppeln und Allem aufzubieten, ihre Gesundheit wiederherzustellen.“

Alle sind der Ansicht des Greisen und Jedes verspricht ihm auch fernerhin seine Unterstützung bei dem guten Werke, das er unternommen. Diese Nacht bleibt eine Nachbarin da, um der Kranken zu wachen, und der gute Mann legt sich zum ersten Mal, ohne ein Liedchen seines geliebten Dichters zu trällern, in's Bett.

Der unselige oder heilbringende Zeitraum, den der Arzt angekündigt hatte, wurde von Allen, die Rosa-Maria verpflegten, ungeduldig erwartet. Dieser neunte Tag der Krankheit ist erschienen und die Kranke fällt in der That nach einem außerordentlich heftigen Anfall des Deliriums in eine tiefe Abmattung, dann scheint sie ruhiger zu werden und ein fester Schlaf folgt auf diese letzte Crisis.

„Sie ist gerettet!“ sagt der Arzt, der sich gerade bei der Kranken befindet, „jede Gefahr ist vorüber; jetzt Ruhe, sorgfältige Pflege, keine Unbesonnenheiten und das arme Kind ist in zwölf bis vierzehn Tagen wieder im Stande, auszugehen.“

Diese Worte des Doktors verursachen eine aufrichtige Freude unter allen Anwesenden, denn Jedes interessirte sich lebhaft für die junge Unbekannte; je mehr man für sie gethon hatte, je glücklicher machte Einen der Gedanke, daß es nicht umsonst gewesen sei.

Der Arzt hatte sich nicht geirrt: nach einem sehr langen Schlaf schlägt Rosa-Maria die Augen auf; sie ist ruhig, sie fühlt sich besser; sie blickt um sich her und sucht sich zu besinnen, wo sie sein könne, und in diesem Augenblick hört sie mit Staunen eine feine helle Stimme dicht neben sich singen:

„Einst wirst Du alt, o meine schöne Herrin,  
Einst wirst Du alt und ich bin dann nicht mehr.“

Denn seit man für das Leben der Jungfrau zu zittern aufgehört, hatte Vater Savenay beim Nachtwachen wieder zu singen angefangen, und da es gerade Morgens früh um ein Uhr war, so saß der brave Mann allein in dem großen frohernen Lehnstuhl bei der Kranken und hatte sein Lieblingsbuch in der Hand.

Die Stimme des Greisen war so sanft, so klar, daß Rosa wartet, bis er fertig ist, ehe sie einige Worte stammelt. Sobald sie der gute Savenay sprechen hört, steht er auf und tritt an ihr Bett.

„Wo bin ich denn, mein Herr?“ murmelt Rosa.

„Machen Sie sich keinen Kummer, mein Kind, man sorgt für Sie!... Wie fühlen Sie sich aber vor allen Dingen?“

„Gut, mein Herr; nur ist mein Kopf so schwach.“

„Ich glaube es, nach einer so heftigen Krankheit... denn Sie waren sehr übel auf, mein armes Kind. Aber dem Himmel sei Dank, die Gefahr ist vorüber, Sie bedürfen jetzt bloß noch der Pflege und Ruhe. Seien Sie ganz unbesorgt, man läßt Ihnen Nichts abgehen... ein braver Mann hatte Sie zu Bichat, dem Töpfer, geführt, dessen Laden unten im Hause ist.“

„Ach ja!... ich glaube mich zu erinnern.“

„Still!... sprechen Sie nicht; das Ehepaar Bichat sind brave Leute, aber ihr Laden ist so klein, daß sie Sie nicht bei sich behalten konnten. Da ich im obern Stocke des Hauses wohne, habe ich ihnen

dieses Zimmer angeboten; ich habe noch ein anderes, das mir hinreichend groß genug ist. Man hat Sie mit Vertrauen zu mir gethan und ich hoffe, mein Kind, daß mein Alter und mein Charakter auch dasselbe in Ihnen erwecken werden."

"Ach, mein Herr!"

"Sprechen Sie nicht! . . . Uebrigens verpflege ich Sie nicht allein; Frau Bichat kommt des Tages über oft zu Ihnen herauf; auch die Nachbarinnen nebenan und unten, kurz, fast alle Bewohner des Hauses wollten Theil an diesem guten Werke nehmen. Die Menschlichkeit ist nichts so Seltenes, als viele Leute behaupten wollen . . . ich gehöre auch nicht zu der Zahl Derer, die Alles tadeln und mit Nichts zufrieden sind; damit wären Sie über Ihre Lage getröstet. Sie sind noch nicht im Stande, zu sprechen, das strengt Sie an, aber morgen, wenn's, wie ich hoffe, besser geht, plaudern wir ein wenig mit einander, unterdessen werden Sie eine gute Tasse Thee trinken und noch ein Mal einschlafen."

Rosa-Maria ist lebhaft gerührt von dem Interesse, welches der gute Greis für sie an den Tag legt, und daß er trotz seines Alters bei ihr wacht; sie will einige Worte an ihn richten, um ihm ihre Erkenntlichkeit auszudrücken, aber er winkt ihr, sie soll schweigen, und nachdem er ihr eine Tasse Thee gereicht und die strengste Gemüthsruhe anempfohlen hat, setzt er sich wieder in seinen Lehnstuhl.

Und nach einigen Minuten schlummert die Kranke, von dem Berse;

„Von lieber Heimath scheiden  
Ist bitteres Gefühl.  
Laß Vaterlandesfreuden  
Uns hier bereiten  
Dem Armen im Exil.“  
in Schlaf gewiegt, wieder ein.

### Neuntes Kapitel.

Man kennt sich.

Am folgenden Morgen erzählte Rosa-Maria, da sie sich stärker fühlte, dem Vater Savenay, der Frau Bichat und den Nachbarinnen, die um ihr Bett versammelt waren, um ihr zuzuhören, die Geschichte ihrer Reise.

Und als der Greis den Namen des Dorfes Avon hatte aussprechen hören, welches dicht am Fontainebleauer Wald liegt, hat er einen Schrei ausgestoßen, aber man hatte nicht darauf geachtet, weil man seine ganze Aufmerksamkeit auf das junge Mädchen gerichtet hatte.

Nachdem Rosa-Maria zu sprechen aufgehört hat, ruft Frau Bichat aus: „Was müssen wir jetzt thun, da wir den Namen des Fräuleins und die Adresse ihres Vaters wissen, Vater Savenay?“

„Was wir thun müssen?“ entgegnet der Greis; „erstens sie nicht zu sehr ermüden, denn sie hat für eine Genesende sehr viel gesprochen; dann will ich heute Abend dem Herrn Hieronymus Gogo schreiben,

ihm mittheilen, was seiner Tochter begegnet ist, sagen, daß sie hier in Sicherheit und außer Gefahr sei, und ihm meine Adresse bemerken, damit er sie besuchen und abholen kann, wenn man je ihre Onkel nicht entdecken sollte. Ist das Ihnen recht, mein Kind?"

Rosa-Maria erwiedert mit schwacher Stimme: „Wenn mein Vater einen Brief von unbekannter Hand erhält, worin man ihm sagt: ich sei noch nicht im Stande, zu schreiben, so wird ihn das sehr in Angst versetzen; er wird meinen, ich sei todtkrank, man wage nur nicht, es ihm zu sagen, und sich deshalb viel Kummer machen. Ich will lieber warten, bis ich ihm selbst schreiben kann ... morgen ist es vielleicht schon möglich, dann erspare ich ihm doch überflüssige Sorgen.“

„Sehr gut gedacht, mein Kind, wir wollen es anstehen lassen, bis Sie selbst schreiben können. Außerdem ist Ihr Vater jetzt gar nicht in Unruhe, weil er nicht ahnen kann, was Ihnen begegnet ist, und Sie bei Ihren Onkeln glaubt. Was diese anbetrifft, so versichere ich Sie, daß ich mein Möglichstes thun werde, dieselben ausfindig zu machen, und die Nachbarinnen alle werden ein Gleiches thun; nicht wahr, Hausfrauen?"

„Ja, ja!" schreien alle Nachbarinnen, „wir werden überall, wo wir hinkommen und wenn wir Jemand sehen, fragen, ob man den Herrn Nicolaus oder Eustachius Gogo kenne.“

„Wenn Sie die Gefälligkeit haben wollten, wenn ich eine Bitte an Sie wagen dürfte!" versetzt Rosa.

„Reden Sie, reden Sie, mein Kind!“ rufen Alle.  
 „Ich bin nicht bloß mit den Kleidungsstücken, die ich am Leibe hatte, nach Paris gekommen, ich hatte auch einen Koffer mit meinen Effekten bei mir, denn mein guter Vater hatte mich nicht wie ein armes Mädchen ohne Alles zu meinen Onkeln geschickt. Mein Koffer ist groß und voll. Ich habe ihn auf dem Eisenbahnbureau gelassen und meinen Namen angegeben, damit man ihn nur mir oder Jemand, der von mir geschickt werde, abliefere.“

„Bichat muß ihn heute noch holen, ich will ihn augenblicklich fortschicken,“ sagt die Töpferin.

„Wozu soll er sich die Mühe machen? ich kann es besorgen, wenn ich an mein Geschäft gehe,“ versetzt Vater Savenay.

„Warum nicht gar! Damit Sie sich unnöthiger Weise ermüden, als ob Sie sich nicht Mühe genug gemacht hätten, Vater Savenay! Bichat kann schon laufen, er hat Beine wie ein Hirsch, er soll nur gehen... er ist ein etablirter Mann, der seine Steuern bezahlt, ihm wird der Gegenstand ohne Schwierigkeit ausgeliefert. Ach, ich dachte mir es doch, daß eine so gut gekleidete Jungfrau nicht mit einem einzigen Anzug nach Paris gekommen sein könne.“

Im Laufe des Nachmittags trug Bichat mit Hülfe seines Freundes Glureau den Koffer in das Zimmer hinauf, wo Rosa-Maria lag. Sie dankt ihnen für alle die Gefälligkeiten, die sie ihr erweisen, und der Aufseher der Gassenkehrer legt die große Freude an den Tag, die er empfindet, weil er sie wieder auf

dem Wege der Besserung sieht. Was Bichat anbetrifft, so ist er bereits im Begriff, der Jungfrau ein Compliment zu sagen; er hat aber noch keine Zeit gehabt, es zu vollenden, so eilt schon seine Frau herbei und schickt ihn unter dem Vorwande, man verlange eine große Rachel, die sie nicht stark genug sei, herzugeben, in den Laden hinunter.

Die Kräfte der Kranken kehren langsam zurück. Zwei weitere Tage vergehen, ehe sie die Feder halten kann. Endlich, sobald sie im Stande ist, zu schreiben, berichtet sie ihrem Vater einen Theil ihrer Erlebnisse in Paris, erzählt ihm am Schlusse, wie viel Güte man für sie in dem Hause gehabt, wo man sie aufgenommen habe, und bezeichnet ihm genau die Wohnung des guten Greisen, bei welchem sie logirt und Nachrichten von Hause abwartet.

Rosa-Maria bezweifelt nicht, daß sich ihr Vater nach Empfang ihres Briefes nach Paris aufmachen werde. Desiderius Glureau ist im Augenblick, wo das junge Mädchen ihren Brief schließt, gekommen, sich nach dem Befinden derselben zu erkundigen. Rosa übergibt dem Manne, der sich ihrer schützend angenommen, das Schreiben und fragt ihn: „Wollen Sie die Güte haben und dieses auf die Post tragen? ... es ist an meinen Vater und es liegt mir viel daran, daß er es bald erhält.“

„Seien Sie ganz ruhig, Mamselle,“ antwortet Glureau, „es ist in Paris Nichts leichter als einen Brief auf die Post zu geben: es sind fast an allen Straßenecken Briefkästen, es wird in einem Augen-

blick besorgt sein... ich wünschte, Ihnen größere Dienste leisten zu können... allein hinsichtlich Ihrer Onkeln Gogo ist es zum Erstaunen! Niemand kann sie entdecken! Es gibt eine Masse Benoit, Bertrand, Bernard, aber nicht einen einzigen Gogo."

Die Nachbarinnen alle sagen das Nämlliche, selbst der Vater Savenay ist nicht glücklicher in seinen Nachforschungen, und Frau Bichat sagt zuletzt zu ihren Gevatterinnen: "Das ist doch sonderbar, daß sich ihre Onkel nicht finden! Wahrhaftig, wenn das junge Mädchen nicht so tugendhaft und so rechtschaffen schiene, könnte man glauben, die Geschichte mit den Onkeln sei nur ein Märchen und sie sei aus andern Gründen nach Paris gekommen."

Seitdem sich Rosa-Maria's Gesundheit wieder herstellt, widmen sich die Nachbarinnen wieder ihrer Arbeit und ihren Geschäften und besuchen das junge Mädchen weit seltener. Frau Bichat läßt ihren Mann nicht mehr in's fünfte Stockwerk hinauf, denn mit der Rückkehr von Rosa's gesunder Farbe stellt sich auch jene Schönheit wieder ein, die Alle, welche sie sehen, frappirt und hinreißt, und die eifersüchtige Clara will ihren Mann keiner so gefährlichen Versuchung aussetzen.

Der gute Savenay ist fast die ganze Gesellschaft, die der Genesenden bleibt; aber dieser hält getreulich aus. Sobald er mit seinem Geschäft fertig ist, eilt der Greis schnell zu Der zurück, die er wie sein Kind betrachtet und für die er die aufrichtigste Theilnahme fühlt.

Rosa-Maria ist ihrerseits innig von der zärtlichen Sorgfalt gerührt, die ihr der Alte beweist, der sie bei sich aufgenommen hat, und sie weiß nicht, wie sie ihm ihre Erkenntlichkeit an den Tag legen soll.

Eines Abends, während der gute Savenay das Feuer anbläst und, indem er den Thee kocht, den die Jungfrau noch trinken soll, den Refrain des Marquis von Carabas vor sich hin summt, sagt Rosa-Maria, die ihm mit den Blicken folgt, zu ihm: „Wie gut sind Sie, Herr Savenay, und wie viel Mühe mache ich Ihnen!“

„Mühe, mein Kind? Ihnen gefällig zu sein, macht mir ein Vergnügen, denn Sie sind so artig, so interessant . . . ich betrachte Sie wie meine Tochter!“

„Und ich, mein theurer Beschützer, liebe Sie wie meinen zweiten Vater! . . . Es ist aber recht sonderbar, je länger ich Sie betrachte, je klarer wird es mir, daß mir Ihr Gesicht nicht unbekannt ist und ich Ihnen, ehe ich Sie hier sah, schon irgendwo begegnet habe.“

„Ich, mein liebes Kind, kann das nicht sagen! . . . Sie waren mir fremd, ehe man Sie zu dem Töpfer unten gebracht hatte; o, sonst hätte ich Ihr hübsches Gesichtchen gleich wieder erkannt!“

„Das ist sehr wunderbar, es ist mir sogar, als erinnere ich mich Ihres Anzugs . . . als erkenne ich diese grüne Tuchjacke mit den weißen Knöpfen . . . Wo kann ich Sie denn gesehen haben? vielleicht in

unserem Dorfe, in Avon oder in Fontainebleau, ich kam oft dort hin...“

„Das ist eben nicht wahrscheinlich, mein Kind, ich bin nie in dem Dorfe Avon gewesen, und obgleich ich in Nemours zu Hause bin, welches nicht sehr weit von Fontainebleau entfernt ist, auch nie in diese Stadt... es sei denn, daß Sie mir vor drei Monaten etwa dort begegnet sind, wo ich nach dem unglücklichen Ereigniß, welches mir zugestossen war, durchkam... ich habe mich aber nur kurz dafelbst aufgehalten.“

„Wie, Vater Savenay, es hat Sie ein Unglück betroffen, Sie, einen so guten, rechtschaffenen Mann?“

„Meine liebe Kleine, wenn Güte und Rechtschaffenheit hinreichend wären, uns vor den Schlägen des Schicksals zu schützen, so würde sich Jedermann gut betragen und es keine schlechten Menschen mehr auf der Erde geben. Man muß daher aus Neigung, aus Charakter gut sein und nicht in der Absicht, daß es einen Vortheil gewähre!... Um auf mein Ereigniß zurückzukommen, so will ich es Ihnen erzählen, mein Kind, um so mehr, als Ihnen diese Geschichte, welche Sie, wie ich nicht bezweifle, interessiren wird, da sie mich betrifft, einigermaßen die Zeit verkürzen kann.“

„O, ich bin ganz Ohr, Herr Savenay!“

Nachdem der Greis sein Feuer angeschürt hat, setzt er sich in den Lehnstuhl neben Rosa's Bett und beginnt wie folgt: „Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich aus Nemours gebürtig und ein alter Jung-

geselle bin, was ein Fehler ist . . . denn wenn man älter ist, bereut man es oft, sich nicht für eine Familie gesorgt zu haben. Wenn es aber zu spät ist, einen Fehler wieder gut zu machen, muß man sich eben trösten! das habe ich auch gethan. Ich hatte, Gott sei Dank, nie eine Natur, mich lange über Etwas zu grämen! Es hat mir allerdings anfangs ein wenig wehe gethan, mich Vater Savenay nennen hören zu müssen, während ich nie eigene Kinder gehabt habe, aber jetzt bin ich daran gewöhnt und es kommt mir ganz sonderbar vor, wenn man mich kurzweg Savenay heißt. Ich hatte eine Stelle bei einem Hüttenmeister in der Gegend von Remours gefunden: ich führte ihm seine Bücher und glaubte auch auf diese Weise meine Laufbahn zu beschließen. Mein Platz war zwar nicht besonders einträglich; aber bah, auf dem Lande braucht man wenig, um sich's bequem zu machen. Bei meiner Gesundheit und Heiterkeit war ich der Vergnügteste in der ganzen Eisenschmiede und in Remours! Vor einigen Monaten fällt mir jedoch ein unerwartetes Vermögen zu . . . ein alter Vetter . . . ich sage alt, er war kaum älter als ich, stirbt und hinterläßt mir sechszigtausend Franken."

"Sechszigtausend Franken! . . ." murmelt Rosa-Maria, welche bei Nennung dieser Summe abermals überrascht ist und sich zu besinnen scheint.

"Ja, mein Kind, sechszigtausend Franken! . . . für mich war das ein großes Vergnügen und ich dachte schon: was will ich mit all' dem Gelde anfangen! . . . Die

Verlegenheit des Reichthums stellte sich gleich bei mir ein. Ich glaube sogar, daß ich damals seltener meine lieben Lieder sang wie vorher. Nach Verlauf von sechs Wochen wurde mir die Erbschaft zugestellt: ich hatte die Summe bei einem Bankier in Nemours erhoben. Mit dieser begab ich mich zu einem reichen Capitalisten in unserer Gegend, zu Herrn Candrillon, das ist ein komischer Name, nicht wahr? ... aber der Name thut Nichts zur Sache, es ist ein braver Mann und sehr leutselig; ich fragte ihn um Rath, da ich nicht wußte, was ich mit meinem Gelde machen sollte. Er konnte es nicht übernehmen, aber er rieth mir, es nach Paris zu einem Bankier zu thun, für den er mir stehe: zu Herrn St. Godibert, ja so heißt er, St. Godibert, dieser werde mir die Procente daraus bezahlen. Meiner Treu', ich fand den Rath gut und dachte: Paris ist eine sehr angenehme Stadt, ich bleibe den Winter über dort und kehre im Sommer wieder nach Nemours zurück! ... Ach, beim Kuckuk! das wäre das Leben eines großen Herrn gewesen! aber wenn man in seinem sechszigsten Jahre zufällig in den Besitz eines Vermögens gelangt, allein ist und keine Kinder hat, so glaube ich, hat man wohl das Recht, es zu genießen, nicht wahr?"

„Fahren Sie fort, Herr Savenay, fahren Sie fort; wenn Sie wüßten, wie sehr mich Ihre Erzählung interessirt!“

„Ach, mein böser Geist hat mir alle diese Plane eingegeben oder vielmehr, es hat so kommen sol-

len. Ich sagte meine Stelle beim Hüttenmeister auf und trat sie sogar mit Freuden ab, denn ich wußte, daß sie ein braver Mann, Vater einer zahlreichen Familie, erhalten werde, dem sie zur Erziehung seiner Kinder sehr nöthig war, und ohne diesen Zufall würde er, da man mich nie fortgeschickt hätte, noch lange haben auf meinen Platz warten können, denn ich bin dauerhaft! und mein Großvater ist hundert und ein Jahr alt geworden... hm, das gibt mir Hoffnung... ha, ha!"

„Ich bin nur ein alter schlichter  
Spielmann hier im Weilerlein,  
Doch man ehrt in mir den Dichter  
Und ich trinke lautern Wein.“

„Ihre Begebenheit, Herr Savenay, ihre Begebenheit... fahren Sie fort!“

„Ganz recht, soll gleich geschehen!... Nachdem ich meine Entlassung eingegeben hatte, verkaufte ich mein ganzes Mobiliar daheim, denn ich dachte, wenn ich wieder auf's Land zurückkomme, so miethet ich nur ein kleines Absteigequartier, das genügt mir. Ich bekleidet nichts als mein Pferd, meinen Hammel... o, ein sehr gutes Thier, das ich schon seit neun Jahren hatte und dessen ich mich bediente, um von Nemours in die Eisenschmiede zu reiten. Aus Allem zusammengenommen erlöste ich etwa sechshundert Franken, die ich mir in Gold geben ließ, um nicht so schwer zu tragen. Dann hatte ich in einer Brieftasche sechszigtausend Franken in Kassenscheinen, in meinem Sack den Empfehlungsbrief des Herrn Can-

drillon an seinen Freund St. Godibert, schnallte meinen Reisesack auf meinen Hammel, gab meinem Pferd die Sporen und trabte Paris zu."

"Zu Pferd . . . Sie waren zu Pferd?"

"Ja, mein Kind; mehrere Leute hatten zu mir gesagt: ‚Vater Savenay, es ist unklug, mit einer so beträchtlichen Summe in der Tasche zu Pferd zu reisen.‘ Aber ich hatte ihnen geantwortet: ‚Was soll mir begegnen, ich reise ja nur bei hellem Tage und in einer bevölkerten Gegend.‘ Ach, ich vermuthete nicht, daß es selbst am hellen Tage gefährlich ist, durch einen Wald zu reiten, aber der Beweis hat es bestätigt, denn während ich auf dem Pferdchen durch den Fontainebleauer Wald ritt, wurde ich plötzlich von zwei Männern angefallen, die mit Pistolen auf mich losstürzten."

"O, mein Gott! . . . Sie waren es? . . . Sie waren es?"

Bei diesen von dem jungen Mädchen mit Heftigkeit ausgesprochenen Worten hebt der Vater Savenay den Kopf in die Höhe und murmelt: „Ich war es . . . wie, was wollen Sie damit sagen, mein Kind?"

"O, ich wußte wohl, daß ich Sie schon gesehen hatte. Ihr ehrwürdiges, gutmüthiges Gesicht war mir aufgefallen und die grüne Jacke, den Hut mit der breiten Krämpe hatten Sie an, als man Sie im Walde überfiel."

"In der That . . . wer konnte es Ihnen aber sagen?"

"O, hören Sie, mein guter Herr Savenay: ich

hatte zwar meinem Vater versprochen, nie von dieser Sache zu reden; aber gegenüber von Ihnen ist das etwas Anderes: erfahren Sie, daß ich mich im Walde befand, als zwei in Blousen gekleidete Männer meines Weges herkamen.“

„Zwei Männer, meine beiden Diebe?“

„Diese waren es. Aus der Entfernung konnte ich ihre Gesichtszüge nicht sehen, denn sie hatten Kappen mit langen Schilden auf, die ihnen oberhalb das Gesicht bedeckten, und das Untertheil desselben war ganz schwarz.“

„Ja... ja... o, mehr habe ich auch nicht gesehen!“

„Dann, ohne noch zu wissen, was diese Männer im Sinne hatten, fürchtete ich mich und verbarg mich hinter einem Gesiräuche.“

„Arme Kleine!“

„Sie kamen dicht in meine Nähe. Ich hörte sie sagen: ‚Er hat sechszigtausend Franken in einer Brieftasche: diese können wir ihm leicht abnehmen.‘ Einer dieser Männer zitterte, er hatte nicht den Muth, das Verbrechen zu begehen; aber der andere brachte es so weit, ihn dazu zu bestimmen. Ich hätte gerne um Hülfe gerufen, um Sie zu retten, aber ich wagte es nicht. Ach, verzeihen Sie mir; ich glaube sogar, daß ich nicht Kraft genug dazu gehabt haben würde.“

„O, theures Kind, wie wohl thaten Sie daran, zu schweigen!... diese Glenden würden Sie getödtet haben, wenn sie Etwas von Ihrer Anwesenheit gewußt hätten.“

„Das hat auch mein Vater gesagt. Endlich ka-

men Sie auf Ihrem Pferde. Die Räuber eilten auf Sie zu... ach, wenn Sie wüßten, was ich damals ausgestanden habe, wie ich für Ihr Leben zitterte und zum Himmel flehte, er möge es verhüten, daß Ihnen diese Menschen Etwas zu Leid thäten!"

„Armes Kind! armes Kind!"

„Glücklicher Weise ließen es die Verbrecher beim Diebstahl bewenden. Ach, als ich Sie auf Ihrem Pferde weiter traben sah, athmete ich freier."

„Und ich, poß Kuckuk! ich muß gestehen, daß ich keine geringe Angst hatte. Was ward aber aus meinen Dieben?"

„Diese verschwanden augenblicklich. Ich blieb noch lange Zeit, ohne es zu wagen, mich zu zeigen, in meinem Versteck. Endlich, nachdem ich mich vorher genau umgesehen und überzeugt hatte, daß die Männer fort waren, machte ich mich wieder auf den Weg; aber ich hatte noch keine zweihundert Schritte zurückgelegt, als meine Füße an Etwas stießen: es war ein kleines, sehr schönes, prachtvolles Pistol."

„Welches ohne Zweifel einer der Diebe hatte fallen lassen!"

„Ich hob es auf und nahm es mit nach Hause. Mein Vater befahl mir, es sorgfältig aufzubewahren, es könne vielleicht eines Tages zur Entdeckung der Diebe beitragen. Ich habe es hier, sehen Sie, Herr Savenay, in meinem Koffer; wollen Sie gefälligst aufmachen, unten auf der linken Seite werden Sie es finden."

Der Vater Savenay folgt der ihm angegebenen

Weisung und zieht bald ein Pistol hervor; er betrachtet es neugierig und ruft aus: „Das ist aber eine Luxuswaffe, die ist sehr schön für Straßenräuber!“

„O, die, welche über Sie hergefallen sind, waren keine gewöhnlichen Räuber! Haben Sie denn nicht bemerkt, daß sie lakirte Stiefeln, schöne Beinkleider und Handschuhe an hatten?“

„Ich habe Nichts bemerkt, mein Kind, ich war zu sehr von Angst und Furcht ergriffen; ich erinnere mich nur eines Pistoles, welches meine Brust bedrohte, während ein Köhlergesicht zu mir sagte: ‚Deine Brieftasche, oder Du bist des Todes!‘ was aber die Physiognomie anbetrifft, so wäre ich sehr in Verlegenheit, sie zu schildern.“

„Ich versichere Sie, Herr Savenay, daß es junge Leute waren, die wie Männer von Bildung sprachen; außerdem sagten sie: ‚Wir sind unkenntlich in diesen Blousen, diesen Kappen und geschwärzten Gesichtern, man wird nie vermuthen, wer wir sind.‘“

„In der That, mein Kind, die Art des Benehmens dieser Räuber bringt mich so ziemlich auf die Ansicht, daß sie im Stehlen noch nicht geübt waren. Nachdem ich ihnen meine Brieftasche gegeben hatte, schickte ich mich an, ihnen meine Börse und meinen Reisefack zu geben; aber keine Rede davon: statt auf diese Dinge zu warten, gaben sie meinem Pferde einen Hieb, Hammel schlägt den gestreckten Trab an und in einer halben Stunde befand ich mich außerhalb des Waldes.“

„Was haben Sie dann gethan, mein Herr?“

„Was ich gethan habe? Kaum in Fontainebleau angelangt, begab ich mich zu dem Maire der Stadt und erzählte ihm, was mir begegnet war. Man schrieb meine Angabe nieder, aber als man sah, daß ich noch mein Pferd, mein Gepäck und eine Börse voll Gold hatte, bemerkte ich, daß sich in allen Gesichtern ein Ausdruck des Zweifels malte; man war sehr erstaunt, daß sich die Diebe mit meiner Brieftasche begnügt hatten, die übrigens allein weit mehr werth war als alles Uebrige. Ich erinnere mich sogar, daß einer der Anwesenden, der mir zugehört hatte, mit einer fast spöttischen Miene kopfschüttelnd zu mir sagte: ‚Mein guter Mann, seid Ihr nicht vielleicht unterwegs auf Eurem Pferde eingeschlafen und es hat Euch geträumt, Ihr seid angefallen worden?‘ Und meine sechzigtausend Franken,‘ schrie ich, ‚glauben Sie, mein Herr, die Erbschaft sei auch ein Traum gewesen?‘ Hierauf erwiederte man mir Nichts, versprach mir aber, alle möglichen Schritte zu thun und sogar Gendarmen auszuschicken, um den Wald zu durchstreifen und die beiden Verbrecher aufzusuchen, die mich angefallen hatten. Man fragte mich nach ihrem Signalement und ich konnte weiter Nichts sagen als: sie hatten Blousen an und Rappen auf, und man vermuthete, der Streich werde von zwei Bagabunden ausgeführt worden sein. Ich blieb bis zum folgenden Tag in Fontainebleau, um auszuruhen, mich von dem erlittenen Schrecken zu erholen und abzuwarten, ob man Nichts von meinen Dieben höre. Aber am andern Tage erfuhr ich, daß das

Durchstreifen des Waldes von den Gendarmen durchaus keine Entdeckung herbeigeführt habe. Nun besann ich mich, was ich beginnen wolle: ich konnte wieder nach Remours zurückkehren, mein Abenteuer erzählen und beim Hüttenmeister wieder um meine Stelle nachsuchen; man hätte sie mir wieder übertragen, aber ich dachte: dem armen Mann, dem man sie gegeben, der jetzt so glücklich ist, weil er die Gewißheit hat, seine Kinder aufziehen zu können, werde ich also seine Versorgung wieder rauben, ihn in Verlegenheit und Kummer versetzen, die um so bitterer für ihn sein werden, als er einige Tage der Freude und des Glückes gekannt hat? Meiner Treu', nein, das werde ich nicht thun. Ich habe sechshundert Franken bei mir, ich will nach Paris gehen, vielleicht finde ich dort ein kleines Aemtlehen; wenn es noch so armselig ist, wird es mir genügen, dann verursache ich doch Niemand Kummer!... Gesagt, gethan. Ich stieg auf meinen Hammel hinauf und kam nach Paris, und sehen Sie, wie man stets für seine Wohlthat belohnt wird: gleich bei meiner Ankunft traf ich in dem Gasthause, wo ich frühstückte, den Commis eines Parfumeriehändlers en gros an, welcher Schreibereien in Ordnung zu bringen hatte. Ich erzählte dem Commis meine Geschichte: er interessirte sich für mich, führte mich zu seinem Prinzipale, der mir die Stelle gab, mir jedoch gleich zum Voraus sagte, daß die Beschäftigung nur einige Monate dauere und ich mich dann anderwärts umsehen müsse. Aber ich nahm sie immerhin an und dachte: mit der

Zeit kommt Rath. Ich suchte ein Logis in der Nähe meines Handelsmannes, miethete dieses, verkaufte meinen armen Hammel ... ach, um den that mir's Leid, das muß ich gestehen, aber ich besaß nicht mehr Mittel genug, ein Pferd zu ernähren. Ich schaffte mir einige Möbeln an und war noch im Stande, einem armen jungen Mädchen ein Zimmer anzubieten, welches man schwer krank zu dem Töpfer unten brachte, und dieses junge Mädchen ist zufällig Zeugin des Diebstahls gewesen, der an mir verübt wurde; sie hat unsern Herr Gott angerufen, daß mir die Räuber Nichts zu Leid thun sollen, und vielleicht hilft mir ihr Zeugniß und diese Waffe, die sie gefunden hat, eines Tages noch zur Entdeckung meiner Diebe! ... Ach, Sie sehen wohl, mein Kind, daß in diesem Allem der Fingerzeig der Vorsehung zu bemerken ist ... man hat daher Recht, nie zu verzweifeln! ... ha, ha, ha!

„Schenkt einen Reiz meinem Philosophiren,  
 Daß schwinde trauriger Gedanken Noth,  
 Das Glas zur Hand und Jeder laß regieren  
 Der guten Leute Gott!“

Die Mittheilungen, die sich der Greis und das junge Mädchen gegenseitig gemacht hatten, befestigten die Freundschaft, welche sie bereits verband, noch inniger. Jetzt sind sie einander nicht mehr fremd, sie kennen sich und ein Geheimniß schließt sie aneinander an; denn der gute Savenay ist ganz der Ansicht von Rosa-Maria's Vater: auch er hält es für gerathen, mit Niemand von dem, was die Jungfrau

im Walde gesehen hat, zu sprechen, da sie dieses tausenderlei Gefahren aussetzen könnte, wenn Diejenigen, welche das Verbrechen begangen haben, erführen, daß sie Zeuge desselben gewesen und eine Waffe besitze, die sie als Beweisstück gegen sie zu gebrauchen im Stande wäre.

Man ist also streng übereingekommen, daß Rosa-Maria weder der Frau Bichat noch sonst Jemand sage, wo sie den Greisen schon gesehen habe, und dieser legt das Pistol wieder an seinen Ort in den Koffer und sagt: „Man muß das auch nicht sehen lassen, muß es sorgfältig vor Aller Augen verbergen ... und da Sie glauben, mein Kind, daß die, welche mich beraubt haben, Männer aus der vornehmen Gesellschaft sind, so kann der Zufall Sie zu ihrer Entdeckung führen. Sie können vielleicht eine ähnliche Waffe in ihren Händen sehen, wenn Sie, was die Hauptsache ist, vorsichtig sind und sich nicht dadurch dem Verrathen ihres Geheimnisses aussetzen. Uebrigens wird Ihr Vater ohne Zweifel bald nach Paris kommen und ich hoffe, er ist derselben Meinung wie ich.“

Allein mehrere Tage verstreichen, Rosa-Maria kann schon wieder aufstehen, im Zimmer auf und ab gehen, frische Luft am Fenster einathmen, und ihr Vater hat ihr noch nicht geschrieben, ist auch nicht, wie sie voraussetzte, nach Paris gekommen.

Das junge Mädchen fängt an sich zu beunruhigen, weil Sie keine Nachricht von Hieronymus hat, und sie ist entschlossen, sobald es ihre Kräfte erlauben, in's Dorf zurückzukehren.

„Es wäre doch gut, wenn wir hier hätten Ihre Onkel finden können,“ sagt Vater Savenay. „Da Ihr Vater nicht kommt, um Sie abzuholen, denkt er allem Vermuthen nach, es werde Ihnen noch gelungen sein, die Wohnung eines oder des andern seiner Brüder aufzufinden. Soll ich mich nicht noch einmal an den bezeichneten Orten erkundigen? Erinnern Sie sich der Adressen noch?“

„Ich erinnere mich nur noch der ersten,“ antwortet Rosa, „wo ich meinen Onkel Nicolaus Gogo finden sollte: es war in der St. Lazarusstraße Nr. 60, dort bin ich zuerst gewesen.“

„St. Lazarusstraße Nr. 60? Poß Ruckuf! das ist sonderbar,“ ruft der Greis aus, „ich meine, unter derselben Adresse sollte ich den Herrn St. Godibert finden, bei dem ich meine Gelder anzulegen beabsichtigte.“

„Haben Sie ihn denn nicht besucht, seit Sie in Paris sind?“

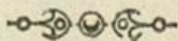
„Wozu, mein Kind? was hätte ich dort machen sollen? Zu ihm sagen: ‚Mein Herr, man hat mir das Geld gestohlen, das ich bei Ihnen anlegen wollte!‘ das war überflüssig. Aber ich habe den Empfehlungsbrief aufbewahrt, den mir Herr Candrillon an seinen Freund mitgegeben hat; ich will ihn einmal holen und die Adresse nachsehen.“

Der gute Mann sucht in der Tasche seiner Jacke, zieht einen noch versiegelten Brief heraus und liest: „Herrn St. Godibert, St. Lazarusstraße Nr. 60.“

„In dem nämlichen Hause sollte mein Onkel Nicolaus wohnen,“ sagt Rosa.

„O, dann, mein Kind, gehe ich: ja, ich will diesen Herrn St. Godibert auffuchen; Dank diesem Schreiben wird er mich gut aufnehmen, ich bin es überzeugt, und durch ihn werden wir erfahren, ob Ihr Onkel Gogo früher in seinem Hause gewohnt hat.“

Die Jungfrau dankt dem Vater Savenay für die Mühe, die er sich abermals geben will, ihr nützlich zu sein und dieser verläßt Rosa-Maria mit den Worten: „Sie sehen nun, daß unser Zusammentreffen keine Wirkung des Zufalls war!... die Vorsehung weiß Alles anzuordnen. Lassen Sie uns hoffen! Mir verdanken Sie vielleicht die Entdeckung Ihrer Onkel und ich Ihnen die Entdeckung meiner Diebe.“



... mich nicht, gebe ich, ich will  
... Gottes ansehn, dass ich  
... nicht mehr er mich gut annehmen, ich bin es  
... und nicht die einen nicht erlauben, ob  
... nicht mehr in einem hohen grade

Die Jungfrau kam dem Kaiser zuhause, ihr  
... er sich abtun, geben will, ihr nach  
... und der Kaiser, was die  
... der Kaiser nun, das unser  
... die Jungfrau kam dem Kaiser zuhause, ihr  
... er sich abtun, geben will, ihr nach  
... und der Kaiser, was die  
... der Kaiser nun, das unser

— 0 —

